

in: Bettina Heintz (2001)
Geschlechtssoziologie
Wustdt. Verlag

DAS VERGESSEN DES GESCHLECHTS

Zur Praxeologie einer Kategorie sozialer Ordnung

Stefan Hirschauer

Zusammenfassung: Der Aufsatz entwickelt eine praxistheoretische Perspektive auf ein Phänomen moderner Gesellschaften, das in der Soziologie bislang entweder eher implizit vorausgesetzt oder aber unter Ideologieverdacht gestellt wird: die Geschlechtsneutralität von Akteuren und Institutionen. Praxeologisch betrachtet, zeigt sie sich als beständige Kehrseite der sozialen Prozesse, in denen die Relevanz der Geschlechterunterscheidung aufgebaut wird. In Interaktionen wie Institutionen findet sich eine dynamische Konkurrenz von Prozessen der Aktualisierung und Neutralisierung von Geschlecht als Kategorie sozialer Ordnung. So kann das Geschlecht nur ein Effekt von Interaktionen werden, wenn sich deren Teilnehmer von ‚Karteileichen‘ der Geschlechtsregistrierung zu ‚Aktivisten‘ einer Gemeinschaft mobilisieren lassen und sich über die Nutzung von Interaktionskripten in Geschlechterverhältnisse setzen. Und das Geschlecht kann nur ein Effekt institutioneller Trägerstrukturen (vom grammatischen Genus bis zu materiellen Artefakten) werden, wenn die lose Kopplung zwischen Strukturen und Praxis situativ geschlossen wird, und Verflechtungen zwischen strukturellen Trägern (etwa Arbeitsmarkt und Familie) differenzverstärkende Effekte haben. Beim Aussetzen dieser identifizierbaren Bedingungen kann die Geschlechterdifferenz in modernen Gesellschaften in-different gehandhabt werden: Sie wird sozial vergessen.

Welche Relevanz hat das Geschlecht als Kategorie sozialer Ordnung? Diese Frage ist in der Soziologie recht kontrovers. Auf der einen Seite sehen viele Fachvertreter moderne Gesellschaften offenbar durch ein hohes Maß an *Geschlechtsneutralität* ihrer Rollen und Institutionen charakterisiert. Auf der anderen Seite erkennt die soziologische Frauenforschung eine zentrale Bedeutung der Geschlechterdifferenz im sozialen Leben: Diese sei ‚omnirelevant‘, eine ‚Strukturkategorie‘. Für beide Positionen gibt es theoretische wie empirische Plausibilität. Beide verweisen aber auch auf eine missliche ‚Arbeitsteilung‘ des Faches: Der soziologische mainstream hat das Geschlechterthema gewissermaßen

Ben komplementär zum Fokus der Frauenforschung vernachlässigt. Die theoretischen Diagnosen, dass soziale Prozesse von der Geschlechtszugehörigkeit von Akteuren abstrahieren oder nicht abstrahieren können, spiegeln insofern auch einfach die Praxis der soziologischen Beobachterinnen und Beobachter, die dies tun oder lassen.

Empirische Untersuchungen zur differenziellen Relevanz von Geschlecht als Kategorie sozialer Ordnung können in dieser Lage nur dann weiterführen, wenn sie konzeptuell auf die Bedingungen der Möglichkeit beider genannter Positionen *in der sozialen Praxis* eingestellt sind. In diesem Sinn will ich in diesem Aufsatz nicht die empirische Frage behandeln, welche Relevanz das Geschlecht denn nun wo im sozialen Leben hat, sondern die, wie sich Relevanz und Irrelevanz der Geschlechterdifferenz praxeologisch rekonstruieren lassen, anstatt sie strukturtheoretisch vorauszusetzen oder abzuleiten: Wie wird die Relevanz der Geschlechterunterscheidung praktisch aufgebaut? Und wie wird Geschlechtsneutralität praktisch realisiert?

Ich verfolge dabei einen Theoreicansatz, der die Geschlechterdifferenz nicht als Merkmal von Individuen, sondern als soziale Praxis fasst und den Gegenstand so auf neue Weise in die allgemeine Soziologie einschreibt. Anstöße zu dieser ‚performativen‘ Wendung kommen vor allem aus zwei Theorettraditionen: der Ethnomethodologie und dem Poststrukturalismus. Beide heben die soziale Kontingenz der Geschlechtsklassifikation hervor, beharren allerdings ebenfalls auf deren Omnirelevanz. Das liegt vor allem daran, dass sie diese Kontingenz am Fall von urbanen, subkulturellen Lebensstilen bestimmen, die die Geschlechtskategorien auf die eine oder andere Weise unterlaufen oder multiplizieren: Travestie, Transsexualität oder ‚Drag‘. Die Theoretisierung dieser Seitenwechsel beschreibt daher ein hermetisches System von Oppositionen, in dem Positionen zwar getauscht, aber nie bedeutungslos werden können.¹

Die Frage der Geschlechtsneutralität erlaubt und verlangt dagegen eine andere Verortung der sozialen Kontingenz der Geschlechterdifferenz: nicht primär in der Mobilität von Personen, sondern in den Möglichkeiten der *Unterbrechung* eines Konstruktionsprozesses. Sie zwingt dazu, die Geschlechterunterscheidung *und* ihre Grenzen im Phänomenbereich aufzuspüren, in einer Praxis, die Geschlechter sowohl hervorbringt, zusammensetzt und aufbaut, als auch dekomponiert, ignoriert und verschwinden lässt – und Letzteres nicht als einen ‚subversiven Akt‘, sondern als eine Routine, die zu modernen Gesellschaften notwendig dazugehört.

Das Thema der Geschlechtsneutralität erlaubt ferner zwei weitere Verschiebungen, die im Rahmen dieses Aufsatzes allerdings nicht vertieft werden können: Zum einen öffnet es für Interferenzen, für das Zusammenspiel sozialer Unterscheidungen, das sich in einer ‚Arbeitsteilung‘ von Gender Studies und allgemeiner Soziologie gar nicht bearbeiten lässt. Zum anderen ermöglicht es, die Asymmetrie zwischen Männern und Frauen neu zu konzipieren. Die Frage, wer die Geschlechterunterscheidung forciert und wem geschlechtliche Unaufmerksamkeit gewährt bzw. vorenthalten wird, fokussiert nicht die Abwertung einer Seite, sondern das, was das deutsche Wort ‚Geschlecht‘ etymologisch bezeichnet: das einer Kategorie ‚Zuschlagen‘, die *egalisierende* Klassifizierung. ‚Sexistisch‘ ist ein ebenso selektives wie expansives Veranschlagen von Geschlecht als Kategorie interaktiver und institutioneller Ordnungen.

¹ Dies eint so unterschiedliche Autorinnen wie Judith Butler (1991) und Gesa Lindemann (1993).

Ich werde mich zunächst mit zwei Positionen zum Thema auseinandersetzen, die als ‚polar‘ gelten können: mit der Theorie funktionaler Differenzierung und mit der feministischen Ideologiekritik der Geschlechtsneutralität (Abschnitt I). Dann werde ich kurz auf einige Konzeptionsprobleme von Geschlechtsneutralität eingehen (II), um anschließend in zwei Schritten zu skizzieren, was Geschlechtsneutralität im Rahmen einer Praxistheorie heißen kann: Wie die Geschlechterunterscheidung interaktiv aktualisiert und neutralisiert wird (III) und wie sie institutionell katalysiert oder inhibiert wird (IV). Zum Schluss (V) sei einmal hypothetisch erörtert, wie sich ein Relevanzverlust der Geschlechterunterscheidung auf ihre praktische Durchführung auswirken würde: Wie würde das Geschlecht verschwinden?

I. Geschlechtsneutralität als evolutionärer Trend oder ideologischer Schein

Soziologische ‚grand theories‘ tendieren dazu, modernen, ‚meritokratischen‘ Gesellschaften eine weitgehende Geschlechtsneutralität ihrer Rollen und Institutionen zu attestieren. Die meisten tun dies implizit, durch einfache Vernachlässigung des Themas, dankenswert explizit tut es die Systemtheorie Niklas Luhmanns, weshalb deren Argument in dieser Frage kurz skizziert sei.

Luhmann postuliert eine abnehmende Bedeutung der Geschlechterunterscheidung in der gesellschaftlichen Evolution: Im Vergleich mit Stammeskulturen und traditionsbestimmten Gesellschaften, die die Geschlechterdifferenz massiv für die Zuschreibung von Positionen und die Standardisierung von Interaktionen nutzten, funktionieren moderne Institutionen und Interaktionen unter Absehung von Geschlecht. Mit der Ersetzung der familialen Hauswirtschaft verliert es seine sozialstrukturelle Relevanz. Es wird durch differenzierte Funktionsrollen entwertet, die gegen kollektive Identitäten und personale Merkmale indifferent sind. In der Moderne „eignet sich die Unterscheidung von Männern und Frauen, soweit sie nicht ... Familienbildung ermöglicht, nur noch dazu, soziale Bewegungen zu stimulieren“ (1988: 60). Aber auch dort, wo moderne Gesellschaften eine kompakte Identität zulassen und abstützen – in der Intimkommunikation – wird die Bedeutung der Geschlechtszugehörigkeit durch eine individualisierte Liebessemantik reduziert: „Einst für das Eingehen einer Ehe noch wichtiger als Geld, fragt man sich heute: wohin mit den Resten einer nicht mehr legitimierbaren Differenz?“ (1982: 202).

Luhmanns Portrait der fortgeschrittenen Geschlechtsneutralität moderner Gesellschaften erstaunt: Was ist mit den Ausschlusspraktiken, die die Zulassung zu Funktionsrollen blockieren? Wieso verharren Gesellschaftsmitglieder ihr Leben lang recht verlässlich in einer sozialen Platzierung von so fragwürdiger Relevanz? Warum bleibt bei der intimkommunikativen Entwertung der Geschlechtszugehörigkeit diese doch konstitutiv für die *Bildung* aller Paarbeziehungen? Und wie ist erklärlich, dass in allen Interaktionen, die doch funktional verschlankt verlaufen sollten, eine Geschlechtszugehörigkeit registriert und – anders als jeder andere Aspekt von Interaktionsteilnehmern – nie mehr vergessen wird?

Während man differenzierungstheoretisch annimmt, dass Teilsysteme Individuen immer nur unter ganz spezifischen Aspekten inkludieren, so hat man es bei der Ge-

schlechterdifferenz ähnlich wie bei der Ethnizität offenbar mit einer Differenzierungsform zu tun, die Individuen – weit weniger ‚liberal‘ – als Ganze in die Gesellschaft zu vereinnahmen sucht.² Sie ist in dieser Hinsicht in der Tat ein „altertümliches Dual“ (Luhmann), das äußerst unelegant der sachlichen Spezialisierung von Sinn in die Queere kommt. Die Persistenz der Geschlechterunterscheidung beleidigt nicht nur die normative Selbstbeschreibung der Moderne, sondern auch den impliziten Modernismus einer Theorie, die sich eng an diese Selbstbeschreibung anlehnt.

Hinzu kommt die Orientierung an Beschreibungen überhaupt. Ursula Pasero (1994) hat im Anschluss an Luhmann betont, dass die Geschlechterdifferenz in zahlreichen Interaktionen und Institutionen dethematisiert wird. Eine Dethematisierung ist aber nicht gleichbedeutend mit einer Inaktivierung.³ Die Thematisierung ist nur jener Fall von Aktivierung einer Unterscheidung, der die Krise ihres selbstverständlichen kulturellen Gebrauchs anzeigt. Eine Kommunikationstheorie des Sozialen sieht die Geschlechterdifferenz insofern immer nur im historischen Rückblick.

Man könnte unsere alltagsweltlichen Beobachtungen mit dem differenzierungstheoretischen Gesellschaftsportrait allerdings in der Frage vereinen, warum eine Gesellschaft, die offenbar strukturelle Arrangements hervorgebracht hat, die Geschlechtsneutralität ermöglichen, diese Möglichkeit nicht ausschöpft. Auf diese Frage, die normativen Anspruch und soziale Wirklichkeit kontrastiert, hat sich bekanntlich die Frauenforschung konzentriert. Sie ist in vielen Bereichen programmatisch gegen die Unterstellung von Geschlechtsneutralität angetreten und hat in zahlreichen empirischen Studien nachgewiesen, dass unterhalb von geschlechtslos-demokratischen Selbstbeschreibungen der Gesellschaft Praktiken fortbestehen, die in großer Effektivität und Regelmäßigkeit soziale Ungleichheiten zwischen Frauen und Männern schaffen.

In der feministischen Kritik erscheint Geschlechtsneutralität daher vor allem als eine ideologische Konstruktion, die durch eine androzentrische Selbstbeschreibung von Gesellschaften geschaffen wird: Eine Seite der Geschlechterunterscheidung setzt sich selbst als geschlechtstranszendierend und markiert die andere Seite als ‚das Geschlecht‘. Geschlechtsneutralität ist etwas, das von Männern besetzt wurde: Sie brachten ihr Geschlecht durch eine Expansionsbewegung als ‚Normalität‘ und ‚allgemeines Mensch-

2 Luhmanns oben zitierte Frage „wohin mit den Resten der Differenz“ tritt auf als Artikulation eines ‚sozialtechnischen‘ Problems moderner Gesellschaften, mir erscheint sie eher als Stoßseufzer über ein theorietechnisches Problem. Es hat m.E. vor allem zwei Wurzeln: 1. In einer Systemtheorie des Sozialen fällt die „präkommunikative Sozialität“ (Luhmann 1995: 314) von körperzentrierten Visualisierungen leicht in das ‚Loch‘ zwischen den Systemtypen Bewusstsein und Kommunikation. 2. Als Differenzierungstheoretiker bleibt Luhmann schon in der Soziologisierung des Themas unentschlossen. Einerseits soll sich die Geschlechterunterscheidung „nicht aus einem anthropologischen Grundtatbestand ergeben“ (1988: 49), andererseits handle es sich um eine „naturale Unterscheidung“, die von „spezifisch sozialen“ zu unterscheiden sei (ibid.: 60). Mit dieser Ambivalenz steht Luhmann natürlich nicht allein: Sie findet sich auch bei Bourdieu (1990) und auch in anderen Theorien sozialer Differenzierung, die die Geschlechtszugehörigkeit lieber auf der Basis des Common Sense Wissens als am Körper haftendes Merkmal unterstellen als dass sie ernst nähmen, dass die Geschlechter ebenso *sozial* unterschieden werden wie die Arbeit sozial geteilt, die Rollen spezialisiert oder die Funktionssysteme differenziert werden. Zu dieser Problemdiagnose s. schon Tyrell (1986). Zum latenten Naturalismus bei Luhmann s. Runte (1995).

3 Man weiß das schon von Atomsprengeköpfen.

sein' zum Verschwinden. Die ideologiekritische Aufgabe ist daher das unentwegte Kenntlichmachen des Geschlechts von Akteuren, insbesondere der Versuch, Männern als Männern eine scharfe Sichtbarkeit zu verschaffen, sie eigentlich erst im Diskurs als Männer zu konstituieren.

Dieser Topos einer androzentrischen Geschlechtsneutralität ist empirisch hervorragend belegt. Viele Studien haben gezeigt, wie die Geschlechterdifferenz auf Frauen projiziert wird; andere haben demonstriert, dass abstrakte Gleichheitspostulate durch die Leugnung verschiedener Lebenswirklichkeiten von Männern und Frauen im Effekt zu Geschlechtsungleichheit führen können.⁴ Geschlechtsneutralität ist Geschlechtsblindheit, falsche Abstraktion, und eine von Männern angemaßte Eigenschaft.

Diese Position wird epistemologisch flankiert durch das Argument, etwa bei Sandra Harding (1991), dass Frauen die Wirksamkeit von Sexierungsprozessen viel bewusster ist als Männern, weil sie wie alle Disprivilegierten die größeren Realisten (sic!) in Bezug auf soziale Differenzen sein müssen: Frauen sind gezwungen, fast immer ein Geschlecht zu sein, für Männer ist dies eine fremde Erfahrung, die nachzuvollziehen schwer fällt – so wie Weißen, sich als Angehörige einer ‚Rasse‘ zu begreifen.

Will man unter diesen Bedingungen – einer politischen Hypothek – überhaupt noch über Geschlechtsneutralität sprechen, wird man mit einem Symmetriepostulat beginnen müssen: mit der Unterstellung eines bias auf beiden Seiten. Wenn der soziale Sinn für Geschlechtszuschreibungen bei Frauen stark, bei Männern eher schwach entwickelt ist, so müssten letztere in der Wahrnehmung von Geschlechtsneutralität geübter sein: für die Erfahrung der Irrelevanz dieses Aspektes einer Person für viele Vollzüge des Alltagslebens.

Die feministische Theorieentwicklung der letzten 15 Jahre hat nun allerdings überdeutlich gemacht, dass solche Unterscheidungen zwischen zwei Geschlechtskollektiven zu einfach sind zur Bestimmung des unterschiedlichen Verhältnisses von Personen zur Geschlechtsneutralität. Der soziale Sinn, mit dem Individuen auf ihre Geschlechtszugehörigkeit geeicht sind, ist nicht nur vom Geschlecht selbst abhängig, sondern auch von Alter, Klasse, Ethnizität, Milieu, sexueller Orientierung usw. Die Geschlechtszugehörigkeit wird durch viele andere Mitgliedschaften gebrochen oder ‚dekliniert‘ (Thorne 1993). Nicht jede hat ihr ‚Geschlecht als Beruf‘. Und man muss nicht nur nach solchen Verteilungen fragen, sondern auch nach den kulturellen Mechanismen, die den sozialen Sinn für die eigene Geschlechtszugehörigkeit überhaupt stimulieren.

Die Annahme von Geschlechtskollektiven ist in der feministischen Kritik von Geschlechtsneutralität aber nicht nur eine empirische, sondern auch eine epistemologische Voraussetzung: Geschlechtsneutralität ist ein diskursives Sekundärphänomen, das durch ein ontologisch vorausgesetztes Geschlechtskollektiv fingiert wird. Bei dieser Annahme geht es nun aber nicht mehr nur um einen bias von Männern oder Frauen, sondern um einen bias, den die *Frauenforschung* mit der *Männerforschung* teilt. Die Geschlechtsneutralität ist – sagen wir's mit Luhmann – insofern der ‚blinde Fleck‘ jeder wissenschaftlichen Thematisierung der Geschlechterdifferenz, als Umstände, in denen das Geschlecht langweilig, nichtssagend, nebensächlich und uninteressant ist, sich systematisch Fragestellungen entziehen, die es zuallererst einmal interessant finden müs-

⁴ Paradigmatisch in der Rechtsprechung oder in Regulierungen der Arbeitsorganisation, die zwar geschlechtsneutral formuliert, aber „implicitly gendered“ (Acker 1992: 170) sind.

sen. Beobachtet man soziale Wirklichkeit mithilfe der Geschlechterdifferenz, indem man Frauen und Männer als unabhängige Variablen voraussetzt, so kann man zahllose Verteilungsphänomene feststellen, die man ohne dies nicht sehen könnte: Ungleichheiten von Einkommen, Status, Redeanteilen usw. Das sozialwissenschaftliche Finden von ‚Geschlechtsunterschieden‘ gehört dabei zu den kulturell elementaren Gebrauchsweisen der Geschlechterdifferenz. ‚Die Geschlechter zu vergleichen‘ ist eine hochgradig selbstverständliche Ethno-Methode, die auch Kinder, Biologinnen, Ehepaare und Lehrer verwenden. Sie besteht darin, kulturellen Sinn aus sozialen Kategorien zu gewinnen, indem man empirische Differenzen zwischen dem findet, was man zuvor kategorial differenzierte. Der Befund eines ‚Unterschiedes‘ bestätigt die vollzogene Unterscheidung, indem er sie nachträglich mit Sinn ausstattet. Das Entdecken von Geschlechtsunterschieden ist das Programm einer Beobachtung mit dieser Unterscheidung.

Wendet man sich nun Prozessen zu, in denen das Geschlecht historisch an Bedeutung verlieren könnte, so wird man innerhalb dieser Perspektive immer nur feststellen, dass ein eventueller Bedeutungsverlust durch die Einführung neuer Geschlechtszuschreibungen aufgefangen wird. Wenn etwa ein Beruf historisch sein Geschlecht verliert, so findet man anstelle des beruflichen Ausschlusses von Frauen oft eine neue, innerberufliche Arbeitsteilung: Die Ärztin wird auf Frauen und Kinder festgelegt, die Professorin auf Geschlechterforschung. Lässt sich dies nicht zeigen, so kann man nach Stilunterschieden im Vollzug der Arbeit suchen: Was macht der Flugbegleiter anders als die Stewardess, der Krankenpfleger anders als die Schwester? Misslingt auch dies, so kann man nach Bedeutungsunterschieden im subjektiven Erleben fahnden usw.

Das Problem ist nun, dass es sich bei solchen Beobachtungen nicht einfach um (mehr oder weniger triftige) empirische Feststellungen handelt. Die fortgesetzte Reproduktion der Geschlechterteilung erscheint im Rahmen der Männer-und-Frauen-Forschung vielmehr als ein alternativloser kultureller ‚backlash‘, der die Geschlechterunterscheidung ununterbrochen restauriert. Diese Hydra ist das Artefakt eines unbegrenzten Beobachtungsschemas. In einer Forschung, deren Erfolge gerade darauf gründen, mithilfe der Geschlechterunterscheidung empirische Phänomene aufzudecken, die man sonst übersehen würde, gibt es keine Stoppregel für die Verwendung dieses Beobachtungsschemas.⁵

Rekapitulieren wir: Die Theorie funktionaler Differenzierung neigt zu einer systematischen *Überschätzung* der kulturellen Realisierung von Geschlechtsneutralität aufgrund einer theoretischen Engführung kultureller Praxis auf kommunikative Selbstbeschreibungen; die Männer-und-Frauen-Forschung neigt zu ihrer systematischen *Unterschätzung* wegen eines methodologischen Problems: Forschungen, die die Geschlechterdifferenz zu ihrer eigenen Wissensproduktion gebrauchen, sind unempfindlich für soziale Prozesse, die keinen Gebrauch von der Geschlechterunterscheidung machen.

Was tun, damit Geschlechtsneutralität ein soziologisches Thema wird, das nicht einfach durch die Optik der Beobachterinnen und Beobachter vorentschieden ist? Mei-

⁵ Es sei denn die in den letzten Jahren unter dem Vorzeichen der Political Correctness in Stellung gebrachten anderen Klassifikationen mit einer ähnlichen moralischen Verdrängungsmasse: Klasse, Rasse, Ethnizität und Sexualität. Das politische Hochspielen anderer Differenzen ist aber ein schlechtes Substitut für die theoretische und methodische Selbstbegrenzung des Geschlechterschemas.

nes Erachtens braucht es dafür zwei Voraussetzungen: *Methodisch* müsste die Forschung zwar für die Geschlechterunterscheidung sensibilisiert sein, sich andererseits aber zum strikten Kriterium machen, ob diese Unterscheidung auch in der beobachteten Praxis stattfindet, ob sie also mitvollzogen oder zurückgewiesen wird.⁶ *Theoretisch* braucht es einen Praxisbegriff der Geschlechterdifferenz, der von vornherein für beide Möglichkeiten offen ist: die der Relevantsetzung und die der Neutralisierung. Mein Vorschlag ist, diese Alternative bereits im *modus operandi* der Geschlechterunterscheidung zu verorten: in den Möglichkeiten der Fortsetzung oder Unterbrechung der sozialen Konstitution von Männern und Frauen. Ich nehme die rhetorische Frage der feministischen Kritik von Geschlechtsblindheit – wie kann man das Geschlecht nur ‚übersehen‘?! – dabei beim Wort und wende sie im Folgenden konstruktiv: *Wie können wir es? Und wie tun wir es?*

II. Zur Konzeption von Geschlechtsneutralität

Jenseits des politischen Agenda Setting ist mit dieser Frage ein ernsthaftes praktisches Problem formuliert: Die Geschlechtszugehörigkeit ist – im Unterschied zu anderen sozialen Identitäten (wie geographische und soziale Herkunft, Beruf, sexuelle Orientierung u.a.) – durch eine kulturell garantierte *Sichtbarkeit* bestimmt. Diese wird nicht einfach durch eine ‚sich selbst zeigende‘ Konstitution der Körper, sondern durch eine kontinuierliche Darstellungspraxis gewährleistet, die weitgehend außerhalb der Disposition von Interaktionsteilnehmern liegt: Zum einen ist sie habitualisiert, zum anderen ist die *Nachfrage* nach der allgegenwärtigen Publizität der Geschlechtszugehörigkeit nicht nur eine Sache individueller Betrachter. Der ‚Wille zum Wissen‘ ist vielmehr in einer ganzen Infrastruktur institutionalisiert, deren elementare Bausteine die Kleiderordnung und das System geschlechtsdifferenzierender Vornamen sind, das auch in der Schriftkommunikation für Präsenz sorgt. Die visuelle und sprachliche Dauerpräsenz des Geschlechts bilden seine basale Institutionalisierung.

6 Die bislang einzige größere Studie im deutschsprachigen Raum, die systematisch mit Geschlechtsneutralität rechnet (Heintz et al. 1997) ist instruktiv für die Schwierigkeiten einer solchen Lösung vom Geschlecht als soziologisches Beobachtungsschema. So heißt es, die Professionalität in der Krankenpflege werde im Alltagshandeln mit Hilfe geschlechtstypischer Zuschreibungen konstruiert (116). Das ist insofern plausibel, als körpernahe Dienstleistungen sicherlich Deutungsmuster aus dem Bereich der Familie evozieren, andererseits fragt sich a) aus welchen Eigenschaften denn Professionalität noch zusammengesetzt werden soll, wenn etwa ein „beruhigendes weibliches Gesicht“ und eine „Gehorsam erzeugende männliche Stimme“ schon für die Geschlechtsdarstellung ‚reserviert‘ sind, und b) *wer* die Geschlechtstypik solcher Dinge jeweils feststellt: Pflegende und ihre Patienten oder Autorinnen und ihre Leser? Wie viele andere Autorinnen in den Gender Studies appellieren Heintz et al. durch suggestive Beispiele an die Leser, die Geschlechterunterscheidung mitzuvollziehen, und markieren im Gegenzug durch Anführungszeichen um die Kategorien ‚männlich‘ und ‚weiblich‘ ihr (d.h. unser aller) Wissen von der Problematik solcher Zuschreibungen. (Z.B.: Coolness sei „die ‚männliche‘ Antwort auf die traditionellerweise mit berufstypischer Weiblichkeit konnotierten empathischen Fähigkeiten“ (117)). Es gibt sicher keine Patentlösungen für diese Problematik eines Vertrages mit den Lesern (diesbezüglich kritisch zu Garfinkel: Denzin 1990), eine restriktivere ‚Operationalisierung‘ sexuierender Praxis wäre aber sicherlich hilfreich.

Unter dieser Bedingung einer massiv gesicherten Erkennbarkeit kann Geschlechtsneutralität zweierlei nicht heißen: Ausgeschlossen ist – erstens – der (differenzierungstheoretische) Versuch, die Geschlechterdifferenz mit einem Rollenkonzept soziotopographisch zu begrenzen. In dieser Hinsicht gilt der klassische feministische Einwand gegen den Begriff der Geschlechtsrolle (etwa Lopata und Thorne 1978): Die Geschlechtszugehörigkeit ist kein Teilzeit-Job im Sinne der Organisation von Tagen und Wochen, sondern ein ‚master status‘ (Hughes), der situationsübergreifend und andauernd von Bedeutung ist. Man ist nicht zeit- und ortsspezifisch ein Geschlecht, sondern *konstant* und *ubiquitär*. Man muss dieses Argument aber differenzieren: Dass die Geschlechterdifferenz kein Reservat kennt, sondern omnipräsent ist und unberechenbar überall relevant gemacht werden *kann*, bedeutet nicht, dass dies auch in jeder Situation geschieht. Und dass man seine Geschlechtszugehörigkeit in der Regel lebenslang hat, bedeutet nicht, dass Geschlechtsneutralität ausgeschlossen ist, sondern nur, dass man sie – zweitens – nicht als Eigenschaft von Personen konzipieren sollte.⁷ Androzentrische Diskurse mögen Geschlechtsneutralität als Eigenschaft von Personen (Männern) postulieren, in der Interaktionspraxis ist sie moralisch ausgeschlossen: Ein geschlechtliches Inkognito ist in fast allen Interaktionen unter Anwesenden intolerabel, wir unterliegen hier einem Ausweiszwang. Dies meinte Garfinkel mit der Omnirelevanz von Geschlechtszugehörigkeit:⁸ Die Geschlechtsattribution muss gesichert sein, insofern Teil-

7 Dazu verleitet, dass die Alltagssprache zur Prozesskategorie ‚Neutralisierung‘, die sich auf jede soziale Unterscheidung beziehen lässt, bei der Geschlechterdifferenz auch eine scheinbar passende Zustandskategorie ‚Neutrum‘ suggeriert. Und es ist auch kultursoziologisch interessant, dass viele historische Gesellschaften Personenkategorien hervorgebracht haben, die ein Neutrum verkörpern können: Eunuchen, Kastraten, Kinderlose oder andere geschlechtliche Unpersonen. Dass Geschlechtsneutralität derart dauerhaft an *Personen* festgemacht wird, ist aber nur ein hochspezifischer Fall, dessen Funktion für die Geschlechterunterscheidung noch zu klären wäre. Vermutlich ist es die eines *horror vacui* (vgl. Tyrell 1986: 470), der als kulturelles Disziplinierungsmittel dient.

8 Vielleicht ist es ganz instruktiv, sich den Weg der Omnirelevanzannahme von Garfinkel (1967) zu den hierzulande so intensiv rezipierten West und Zimmerman (1987) noch einmal zu vergegenwärtigen. Für Garfinkel verwies der Umstand, dass der Versuch Transsexueller, als Frau durchzukommen, ständig ihre Alltagsroutinen durchkreuzt, auf eine „omnirelevance of sexual status to affairs of daily life as an invariant but unnoticed background... of everyday life“ (1967: 118). West und Zimmerman schließen an: Wenn die Geschlechtskategorie (fast) omnirelevant ist, könne jemand, egal was sie tut, für eine Aktivität als Frau oder Mann rechen-schaftspflichtig (accountable) gemacht werden. ‚Doing gender‘ sei „to engage in behavior at the risk of gender assessment“ (1987: 136). Die Evaluation der ‚Geschlechtsangemessenheit‘ potenziell jeglicher Aktivität ist aber etwas anderes als die für die Geschlechtskategorisierung notwendige Klarheit der Darstellung in allen Begegnungen. Identisch ist beides nur in der (etwas paranoiden – wie schon Kessler und McKenna (1978) gegen Garfinkel einwandten) Einstellung Transsexueller: Sie neigen zu der Annahme, dass sie sich mit jeder Kleinigkeit des Auftretens ‚verraten‘ können, und sie sind auch stärker als andere diesem Risiko ausgesetzt. West und Zimmerman übertragen implizit dieses existenzielle Risiko und den Legitimationsdruck von Transsexuellen auf ihren empirischen Fall: den Rollenstress von Männern und Frauen am Arbeitsplatz. Die analytische Konzession für diese Ausweitung der Omnirelevanzthese ist eine Verwässerung des ‚Gender‘-Begriffs: West und Zimmermann kehren einfach zu der konventionellen (auf Personen zentrierten) Unterscheidung zwischen ‚gender‘ und ‚sex‘ zurück: ‚Gender‘ schrumpft erneut zu einem auf den Vollzug von Stereotypen oder ‚Rollen‘ beschränkten Phänomen: „the local management of conduct in relation to normative conceptions of appropriate

nehmern keine dritten Kategorien zur Verfügung stehen, mit denen sie ‚bona fide member‘, d.h. legitime und überhaupt denkbare Interaktionspartner, rubrizieren können.⁹ In dieser Hinsicht ist die Geschlechterunterscheidung zur Identifizierung von kulturellen Objekten, mit denen man interagieren kann, ähnlich fundamental wie die von Menschen und Dingen.

Unter dieser Bedingung kann Geschlechtsneutralität aber nur einen sehr spezifischen Sinn haben: Ich habe deshalb (1994) vorgeschlagen, von ‚undoing gender‘ zu sprechen: Der Terminus ist restriktiv in Bezug auf die Chancen, die Geschlechterunterscheidung nicht zu vollziehen. Man kann nur etwas ungeschehen machen, das geschehen ist; nur von etwas absehen, das man gesehen hat.¹⁰

Auf der anderen Seite können die Wahrnehmungs- und Erinnerungsleistungen von Personen aber auch einen Überschuss an Information speichern, der *sozial* gar nicht mehr weiterverarbeitet wird. Die Sichtbarkeit der Geschlechterdifferenz ist im Hinblick auf ihre soziale Relevanz ambivalent. Einerseits machen Geschlechtsdarstellungen Mann-Sein und Frau-Sein zu einer Memorabilie, die jederzeit aktualisiert werden kann, andererseits stiften sie aber auch informationelle Redundanz: Die Geschlechtszugehörigkeit ist (in der Regel) geheimnislos, man kann sie nicht ‚outen‘. Eben dies macht die Geschlechter *sozial* (interaktiv wie institutionell) *vergessbar*.¹¹

Muss man in einer langfristigen, biographischen Perspektive eine ‚Unvergesslichkeit‘ der Geschlechtszugehörigkeit konstatieren, die für Ego durch Institutionen des Lebenslaufs (Hirschauer 1994: 683f.), für Alter durch ein darstellungs- und namensgestütztes Personengedächtnis gesichert ist, so gibt es schon für das ‚Kurzzeitgedächtnis‘ der Interaktion im Vollzug sozialer Wirklichkeit eine kontinuierliche Entlastung: Das Wissen von der Geschlechtszugehörigkeit kann im Verlauf der Interaktion risikolos vergessen werden, eben weil es durch die Darstellungen ihrer Teilnehmer gespeichert

attitudes and activities for particular sex categories“ (West und Fenstermaker 1995: 21). „Undoing gender“ kann vor diesem Hintergrund durchaus auch als Slogan verstanden werden, sich von dieser Aufweichung der ethnomethodologischen Soziologisierung der Geschlechterdifferenz zu verabschieden.

9 „Insofern“ formuliert vorsichtiger als Garfinkel es Mitte der 60er Jahre tat: „perceived environments of sexed persons are populated with natural males, natural females, and persons who stand in moral contrast with them, i.e., incompetent, criminal, sick and sinful“ (1967: 122). Die Erblirung geschlechtsdevianter Lebensstile, einschließlich des von Garfinkel genutzten Modells der Transsexualität bzw. des Transgenderismus, unterstützt zu Beginn des 21. Jahrhunderts eine Lockerung des Inkognito-Tabus. Ich werde in Abschnitt V darauf zurückkommen.

10 Zu diesem negatorischen Charakter der Geschlechtsneutralität ähnlich – in einem evolutions-theoretischen Rahmen – Tyrell: „Ein Zurück in eine unbefangene Gleichgültigkeit ist nicht möglich, und wo unter universalistischen Prämissen die Gleichbehandlung der Geschlechter (im Sinne des Absehensollens von der Differenz) geboten ist oder postuliert wird, da bedarf es des expliziten Negierens der Differenz“ (1986 : 464). Vgl. auch Goffman – mit ‚umstandslosem‘ Bezug auf Gebär- und Stillfähigkeit, Unterschiede von Körpergröße und -kraft: „Etwas organisatorischer Aufwand wäre nötig, wenn auch unter modernen Bedingungen nicht allzu viel, wollte man spürbare soziale Folgen dieser körperlichen Gegebenheiten verhindern“ (1994: 106). Goffmans (implizit bleibender) Begriff von Geschlechtsneutralität ist die gesellschaftliche Absorption oder Kompensation natürlicher Ungleichheiten: ‚undoing sex‘ gewissermaßen (vgl. zum Negationscharakter von ‚Neutralisierung‘ auch Fn. 18).

11 Zur Unterscheidung von personalem und sozialem Gedächtnis s. u.a. Douglas (1991) und Luhmann (1996).

wird. Omnipräsente Geschlechtsdarstellungen erleichtern das interaktive Vergessen wie die Rückholfunktion eines Computers: das Löschen.

Das personale Vergessen ist für das soziale Vergessen zweitrangig, entscheidend ist, was die Teilnehmer *tun*: Ob sie an die initiale Geschlechterunterscheidung anknüpfen oder sie außer Kraft setzen. Mit seiner visuellen Omnipräsenz ist das soziale Geschlecht zwar abrufbar ‚ankonstruiert‘, ohne Gebrauch für den Fortgang sozialer Prozesse bliebe es aber ein ‚Halbfertigteil‘ – um Bateson zu variieren: a difference that makes no difference. Die für eine praxeologische Konzeption von Geschlechtsneutralität entscheidende Frage ist daher, ob die Teilnehmer die initiale Geschlechterunterscheidung im Verlauf von Interaktionen oder Verfahren auch *aktualisieren* oder nicht. Die variable Relevanz der Geschlechterdifferenz ist damit primär auf der *Zeitdimension* sozialer Prozesse zu markieren: Biographische Konstanz und sozialräumliche Ubiquität ist nicht gleich interaktive Permanenz: Allerorten und für immer ist nicht jederzeit.

III. Die interaktive Aktualisierung und Neutralisierung von Geschlecht

Um zu sehen, wie Interaktionen und Institutionen Geschlecht vergessen können, muss nun genauer rekonstruiert werden, wie sie an es erinnern. Betrachten wir zunächst jene soziale Einheit, in der sich die Geschlechterdifferenz am nachdrücklichsten zur Geltung bringt: Interaktionen. Die Alternative von Aktualisierung und Neutralisierung stellt sich wiederholt an spezifischen Gabelungspunkten des Interaktionsverlaufs: von seiner Präformierung in Kleidungsstil und Dekor über Gruß- und Anredeformen, Blickmuster und Proxemik bis hin zur Wahl von Gesprächsthemen. Interaktionszug für Interaktionszug kann die Geschlechterdifferenz als relevantes Schema aufgerufen oder vernachlässigt bzw. abgewehrt werden. In diesem Einsetzen und Aussetzen wird die soziale Relevanz der Geschlechterdifferenz auf- und abgebaut. Die *Akteure* erfahren diese Einsätze in der Regel nur als unterschiedliche Intensitätsgrade der Relevanz ihrer Geschlechtszugehörigkeit. Sie erleben, dass Interaktionen auf ihre Geschlechtszugehörigkeit fokussieren oder sie marginalisieren.¹²

Formal gesprochen bedarf der interaktive Aufbau der Geschlechterdifferenz einer *Wiederholung* der Geschlechterunterscheidung (Butler 1991: 206). Die Iteration kann zwei unterschiedliche, aber miteinander verknüpfte Bezugspunkte haben: Zum einen können die Interaktions*teilnehmer* markiert und ihre Geschlechtszugehörigkeit von einem diffusen sozialen Status zu einer *Mitgliedschaftskategorie* aufgebaut werden. Zum anderen kann die Interaktions*beziehung* markiert und so das Geschlecht als *Relationskategorie* aufgebaut werden. Die Geschlechterunterscheidung von Personen wird also in eine Unterscheidung von gleich/ungleich oder von Kollektiven übersetzt. Zunächst zur Festlegung auf eine Mitgliedschaft:

12 Dem Bewusstsein entspricht also eher eine graduelle Vorstellung: Ob die Geschlechterdifferenz an den Rand oder ins Zentrum der Aufmerksamkeit rückt, vollzieht sich wie die Wahrnehmung der Lautstärke einer Orchesterstimme – ob sie als Cantus firmus, als leiser werdende Begleitmelodie oder als bloßes Hintergrundrauschen erscheint. Erzeugt wird dieser Eindruck aber durch das Einsetzen, Aussetzen und Pausieren einzelner Instrumente.

Die Geschlechterunterscheidung kann interaktiv dadurch relevant gemacht werden, dass die Teilnehmer sich nicht nur wechselseitig ein Geschlecht zuschreiben, sondern sich in ihrer Erkennbarkeit als Männer und Frauen adressieren und als Exemplar dieser Kategorien kenntlich machen. Es macht einen Unterschied, ob das Geschlecht nur beiläufig mitregistriert („Hallo Simone“) oder auch in einer Grußformel ratifiziert („Tach Frau Beauvoir“) oder ob es mit einem Platzanweiser vergegenwärtigt wird, der Teilnehmer daran erinnert, als was sie initial klassifiziert wurden (im Extremfall sprachlich explizit: „Sie als Frau“). Solche Adressierungen können Teilnehmer in ihrer *Zuständigkeit* (Hirschauer 1993: 53) für eine Geschlechtszugehörigkeit aktivieren, sie veranschlagen das Geschlecht als ‚membership category‘ (Sacks) und machen Personen zu Subjekten ihrer Geschlechtszugehörigkeit.¹³

Die Vergessenschance hängt in dieser Hinsicht daran, dass Mitgliedschaften unterschiedliche Aktivierungsgrade haben. So wie Organisationen (etwa Parteien oder Kirchen) ‚ruhende Mitgliedschaften‘ kennen, so kennen Interaktionen inaktive Kategorien.¹⁴ Wir können ihre Aktualisierung daher zunächst als einen *Mobilisierungsprozess* auffassen, der ruhende Mitglieder der Geschlechtsklassen als Männer und Frauen in ‚soziale Bewegung‘ versetzt und damit erst zu jenen ‚Geschlechtsaktivisten‘ macht, von denen die Ethnomethodologie mit ihrer Annahme eines unentwegten doing gender ausging. Adressierungen der Geschlechtszugehörigkeit stimulieren dafür einen sozialen Sinn, eine innere Erwartung, die man mit Bourdieu als ‚Vocation‘ bezeichnen kann. Prototypische Praktiken einer Evokation von Geschlechtszuständigkeit lassen sich bei der Paarbildung und bei der Rekrutierung von Kindern in die Geschlechtsklassen beobachten. So hat Spencer Cahill (1986) beschrieben, wie Kleinkinder emotional in die Geschlechtsklassen geködert werden, indem man ihnen zwei Sorten von Kategorien anbietet: eine diskreditierend gebrauchte geschlechtsneutrale – ‚Baby‘ – und eine, die mit sozialer Anerkennung verbunden wird: ‚Junge/Mädchen‘. Barry Thorne (1993) sieht einen ähnlichen Mechanismus in den Praktiken des Aufziehens und Hänselns unter Schulkindern.¹⁵ Evozierende Praktiken des von Goffman (1977) fokussierten Werbungskomplexes sind etwa Komplimente oder die Anmache, in deren Konventionen für Frauen die Zwickmühle eingebaut ist, dass sie auf die Aktualisierung ihrer Geschlechtszugehörigkeit durch Männer fast nur als Frauen reagieren können.¹⁶

13 Adressierungen in der Geschlechtszugehörigkeit können auch die explizite Form einer Aufforderung zu Begründungen bekommen: dass Teilnehmer sich in ihrem Verhalten auch zu ihren Mitgliedschaften verhalten sollen. Eben diesen Fall von Aktualisierung haben West und Zimmerman mit dem Konzept der Accountability im Blick.

14 ... wobei sich das Geschlecht wegen seiner visuellen Omnipräsenz immer nur ‚im Halbschlaf‘ befindet. Es hat gewissermaßen keine ‚natürliche Latenz‘ wie andere Kategorien, sondern muss tätig ausgeschaltet werden.

15 Als weiteren Fall nennt sie das ‚boying‘ durch Frauen, das mittels tadelnder Stimme, Anrede mit Vornamen etc. Männer einer maternalen Macht aussetzt. Zur Gelegenheitsstruktur gehört ein Altersvorsprung der Frau und ein sich daneben benehmender Mann (Thorne, mündliche Mitteilung, 1997).

16 Der soziale Sinn, den Evokationen der Geschlechtszugehörigkeit zu stimulieren versuchen, besteht auch aus jenen Ängsten, die Individuen für die Drohung mit ‚Geschlechtsverlust‘ empfänglich machen. Ein sozialpsychologischer Versuch, den sozialen Sinn zu ‚messen‘ und seine unterschiedliche Verteilung zwischen Personen aufzuzeigen, sind Sandra Bem's Studien zu ‚gender aschematic persons‘ (Bem 1993), die in der Wahrnehmung ihrer selbst und anderer

Evokation treten aber nicht nur fremdinduziert auf, sondern auch in der Form von Selbstrekrutierungen für die Geschlechtskategorien. So kann der Darstellungsstil (Kleidung, Frisur, Gestik, Mimik) die Geschlechtszugehörigkeit nicht nur beiläufig-konventionell, sondern auch deklaratorisch markieren, etwa durch Kumulation von Sexualsymbolen. Eine solche Verlautbarung der Geschlechtszugehörigkeit – ähnlich tautologisch („ich als Frau“) wie der oben erwähnte Platzanweiser („Sie als Frau“) – intensiviert auch die Wahrnehmung von Geschlecht (sie verlangt ein Publikum) und macht seine Neutralisierung (das ‚Übersehen‘) zu einer Anstrengung, die dem Betrachter aufgebürdet wird. Es ist eben auch eine Frage des Darstellungsstils, ob die Visualisierung der Geschlechterdifferenz eine Interaktion von diesem Thema entlastet oder es ihr aufdrängt.

Umgekehrt können Darstellungsstile die Geschlechterdifferenz auch herunterspielen oder ‚kaltstellen‘ und so ihrer Aktualisierung vorbeugen. Ein Beispiel ist die Graumäusigkeit – „wir sind hier alle Neutren“ – die Heintz et al. (1997) im Beruf der Sachbearbeitung feststellen. Andere Formen der Neutralisierung versuchen Evokationen zu blockieren und ergebnislos zu lassen: das explizite Konterkarieren („das tut hier nichts zur Sache“), das Übergehen einer Anspielung, das Ausschlagen einer Offerter, das Unterlaufen und Leerlaufen lassen von Adressierungen.¹⁷ Schließlich können Adressierungen der Geschlechtszugehörigkeit auch der Konkurrenz anderer Mitgliedschaftskategorien erliegen. Eine solche Überlagerung durch andere Unterscheidungen kann durch die Teilnehmer aktiv unterstützt werden: indem sie Altersdifferenzen akzentuieren, Statusdifferenzen ‚pushen‘ usw. Entscheidend ist: Werden Mobilisierungen der Geschlechtszugehörigkeit erfolgreich abgewehrt oder bleiben sie von vornherein aus, werden Interaktionen nicht von Aktivisten eines Geschlechtskollektivs (‚Männer‘ und ‚Frauen‘ im vollen Wortsinn) durchgeführt, sondern von Karteileichen der Geschlechtsregistrierung.

Aber verfolgen wir weiter, wie die Geschlechterdifferenz als relevante Unterscheidung aufgebaut werden kann. Die Etablierung der Geschlechtszugehörigkeit als Mitgliedschaftskategorie konstituiert Individuen als kulturelle Objekte, die für Eigenschaftszuschreibungen tauglich sind, – jene Stereotypen von Männlichkeit und Weiblichkeit, auf deren laufende Erfassung (via Interview) sich die meisten soziologischen Studien zur Geschlechtskonstruktion beschränken. Ein zweiter Modus, das Geschlecht relevant zu machen, besteht darin, es als *Relationskategorie* aufzubauen. Wird eine Geschlechtszugehörigkeit nicht nur individuell ‚festgeklopft‘, sondern zusammen mit der anderen reaffirmiert, wird ihre grundlegende interaktive Bivalenz zur Entscheidung gebracht: gleich oder verschieden zu sein. Damit wird zugleich auch die Interaktion selbst als gleich- oder verschiedengeschlechtlich markiert.

auf die Geschlechtszugehörigkeit nur wenig Wert legen. Soziologisch interessanter könnte es sein, nach den Relationen zwischen ‚Aktiven‘ und ‚Inaktiven‘ zu fragen. So wird eine Entlastung von der Mitgliedschaft sicher auch durch eine partielle Delegation der Geschlechtszuständigkeit an Menschen erleichtert, die das Geschlecht inkarnieren: die ‚für uns‘ akrobatisch schön sind oder kinderreich, das Geschlecht perfektionieren, politisieren, wechseln, zur Entscheidung bringen und nicht zuletzt: theoretisieren.

17 „Warum haben Sie sich eigentlich als Mann auf eine Professur für Frauenforschung beworben?“ „Das muss ein Missverständnis sein. Ich habe mich nicht als Mann beworben.“

Dieser Einbau in die Interaktionsstruktur sorgt für eine höherstufige Verwendung der Geschlechtskategorien, die über ihren perzeptiven oder subjektivierenden Einsatz hinausgeht. Sie schafft einen Rahmen im Sinne Goffmans, durch den das gesamte Interaktionsgeschehen als Durchführung einer Geschlechterbeziehung konnotiert werden kann. Dieser Rahmen besteht, mit einer topologischen Metapher gesagt, darin, dass die Geschlechtergrenze entweder zwischen den Teilnehmern oder um sie herum verläuft. Ein solcher Rahmen stiftet auch in der Interaktion Fremder sofort mögliche Anknüpfungspunkte einer primordialen ‚Bekannschaft‘: Man ist sich unvertraut, kann die daraus entstehende Komplexität aber mit einem Blick auf bereitliegende Interaktionsschemata reduzieren. Gleichheit oder Verschiedenheit von Geschlecht bietet je spezifische Möglichkeiten, aus Fremden Bekannte zu machen. Die Geschlechterdifferenz ist insofern ein passepartout der Kommunikation.

Die Teilnehmer behandeln sich dann nicht mehr als ‚eine Frau‘ und ‚ein Mann‘ (z.B.), sondern als ‚die Frau‘ und ‚den Mann‘, d.h. als Figuren vorfabrizierter Stücke, die mit jemandem besetzt werden können.¹⁸ Sie initialisieren einen Set von Skripten (etwa ‚wie Freundinnen‘ oder ‚von Mann zu Mann‘ zu kommunizieren), die den weiteren Verlauf der Interaktion verengen, egozentrisch gesagt: den Verhaltensspielräumen der Teilnehmer bestimmte Formate anbieten. Sie schwenken auf solche Skripte u.U. ganz ohne Bewusstseinsbeteiligung ein: Der praktische Vollzug von Geschlechtergleichheit kann sich ebenso unbemerkt einstellen, wie man vom Hochdeutschen in den Dialekt der gemeinsamen Herkunftsregion wechselt, der von Geschlechtsverschiedenheit so wie man in einen Flirt verwickelt wird, indem aus dem Blickmuster, das visuelle Kontrolle und Bekanntschaftsvermeidung gewährt (gucken, wenn der andere nicht guckt), das Muster wird, mit dem sich ein Flirt eröffnen lässt: gucken, ob der andere auch guckt.

Wird die Geschlechtsattribution an Alter hingegen *nicht* zur Geschlechterunterscheidung der Interaktionsbeziehung als gleich- oder gegengeschlechtlich genutzt, bleibt Alters Geschlechtszugehörigkeit *in-different* im Sinne von gleichgültig und konkret aktuell ununterschieden von Egos Geschlechtszugehörigkeit. Die Differenz bleibt virtuell, im Schwebezustand der In-differenz. Dies kann erneut entweder durch einfache Überlagerung der Geschlechterdifferenz durch andere Unterscheidungen (im stillen Konsens der Teilnehmer, dass die Geschlechterdifferenz für die Kennzeichnung der Interaktion ‚gar nicht infrage kommt‘) oder durch beobachtbare Praktiken des *undoing gender* geschehen.¹⁹ Unterbindungen des Versuchs, die Geschlechterunterscheidung als

18 Vgl. für die Ebene der Gruppenbildung Thorne's Definition von ‚borderwork‘: „When gender boundaries are activated, the loose aggregation ‚boys and girls‘ consolidates into ‚the boys‘ and ‚the girls‘ as separate and reified groups“ (1993: 65).

19 Hier ist ein empirisches Problem zu berücksichtigen. Der oben angesprochene negatorische Charakter von Geschlechtsneutralität verlangt danach, die Bezugspunkte zu identifizieren, die Praktiken der Neutralisierung ‚dementieren‘, z.B. die durch Geschlechtsdarstellungen oder den Gebrauch von Anredeformen (Namen, Geschlechtstitel) vollzogene initiale Geschlechterunterscheidung in Interaktionen, aber auch Kleidungskonventionen oder spätere Interaktionszüge (wie die genannten Offerten), Erwartungsstrukturen (etwa Paarsequenzen) und Normalitätsannahmen (z.B. homosoziale Umgangsformen). Ohne diese Bezugspunkte verliert sich das ‚undoing gender‘ schlicht im ‚not doing gender‘, die Geschlechtsneutralität in der Geschlechtslosigkeit – so wie ein Schweigen im Nicht-Sprechen, ein Warten im Nichts Tun, oder wie Un-

gleich/ungleich-Unterscheidung zu handhaben, können die Form einer ‚Spielverweigerung‘ gegenüber einem initialisierten Skript haben: das Übergehen einer Flirtofferte, das Ignorieren einer homosozialen (z.B. ‚kumpelhaften‘) Geste oder einer Anzüglichkeit, der fehlende Rückpass auf eine Anspielung, das Abschneiden eines Gesprächsthemas, bei dem die Geschlechtszugehörigkeit der Sprecher von Bedeutung wäre. Solche Praktiken lassen Positionen im Skript unbesetzt und halten die Vakanz offen. Noch gründlicher misslingen Interaktionen in der Dimension der Geschlechterunterscheidung, wenn sie von Ego als verschieden- und von Alter als gleichgeschlechtlich durchgeführt werden.

Neben solchen mehr oder weniger strategischen Reparaturen von Interaktionszügen finden sich wie beim Herunterspielen der Mitgliedschaft auch präventive Neutralisierungen der Geschlechterdifferenz, etwa Formen der Distanzwahrung, die verschieden- wie gleichgeschlechtlichen Formen der Assoziation vorbeugen, also auf Abstand zu Paarbeziehungen und Geschlechtskollektiven gehen, von denen die eigene Geschlechtszugehörigkeit jeweils einen expansiveren Sinn beziehen könnte. Im Gegensatz dazu gibt es aber auch informelle Darstellungsstile, die soziale Beziehungen von vornherein auf individualistischer Basis anzulegen versuchen, etwa indem sie ein Vertrauen unterstellen, auf dessen Grundlage die Geschlechterdifferenz „übersprungen“ wird (Heintz et al. 1997: 48) – eine Art ‚grenzüberschreitender‘ kultureller Offenheit.

Im Gegensatz zu solchen Praktiken sorgt ein Einbau der Geschlechterdifferenz in die Interaktionsstruktur für eine Veränderung der Mechanismen der sozialen Herstellung der Geschlechter. Während die Reifikation der Geschlechtszugehörigkeit als Mitgliedschaftskategorie einen Anschluss an kulturelle Stereotypen erlaubt, so ermöglicht ihre Handhabung als Relationskategorie die Etablierung von Geschlechterbeziehungen. Die Gestaltung einer Interaktion durch Grußformen (Handschlag, Schulterklopfen, Wangenkuss), Themenwahl, Proxemik, Blickwechsel und emotionale Tönung kann Typen von Geschlechterbeziehungen darstellen, die das ‚relative Geschlecht‘ der Teilnehmer für die Interaktion festlegen. Männer und Frauen entstehen, indem sich Interaktionsteilnehmer in ‚Geschlechterverhältnisse‘ setzen. Erst einmal angestoßen und auf den ‚Zahnrädern‘ (Goffman 1983) der Interaktion wird die Geschlechtszugehörigkeit ihrer Teilnehmer zu einem *Effekt* des Interaktionsverlaufs. Die *Trägerschaft* für die Geschlechterdifferenz geht von den Akteuren auf Interaktionsskripte über.

terlassungen im „Universum des bloßen Nicht-Handelns“ (Geser 1986: 643f.). Die Neutralisierung der Geschlechterdifferenz bezeichnet also das Stillstellen einer Unterscheidung, verbleibt aber in deren Horizont. Das oben gemachte methodische Monitum läuft darauf hinaus, dass dieser Horizont aus der Augenhöhe der Akteure und nicht von einem gesellschaftstheoretischen Feldherrnhügel bestimmt werden muss. Da Geschlechtsneutralität einen (u.U. schmalen) Zwischenbereich bezeichnet, an dessen Grenzen die Geschlechterdifferenz verschwindet, markiert sie auch den Punkt, an dem es sinnvoll ist, den Rahmen einer Studie nicht durch die historisch gewachsene Binnendifferenzierung der Soziologie abstecken zu lassen, sondern aus den ‚Gender-Studies‘ i.e.S. auszusteigen.

IV. Zur strukturellen Katalyse und Inhibierung von Geschlechtsneutralität

Wir haben mit Interaktionen bislang eine soziale Einheit mit kurzer Laufzeit betrachtet und mit Individuen nur jene kulturellen Objekte, deren Geschlechtszuschreibungen wir am unmittelbarsten zu spüren bekommen. Die Geschlechterdifferenz ist aber auch in die Struktur dauerhafter sozialer Einheiten eingebaut, etwa in Biographien, dyadische Beziehungen, Gruppen, Milieus, Netzwerke, Organisationen oder Märkte, in deren jeweiliger Geschichte sie eine konstitutive Rolle spielen kann. Darüber hinaus sind es nicht allein Individuen, die an der Geschlechtskonstruktion (passiv oder aktiv) teilnehmen, sondern auch andere kulturelle Objekte, denen ihrerseits ein Geschlecht zugeschrieben wird: Artefakte, Substantive, Charaktereigenschaften, Räume, soziale Beziehungen, Tätigkeiten usw. Diese anderen soziokulturellen Träger disponieren Interaktionen zur Aktualisierung des Geschlechts von Personen, indem sie dieses ‚von außen‘ katalysieren.

Die Geschichte der geschlechtlichen Differenzierung hat eine Vielzahl von institutionellen Arrangements hervorgebracht, in denen sich die Praxis der Geschlechterunterscheidung gewissermaßen wieder begegnet und an sich selbst erinnert. Bereits angesprochen habe ich die basale Institutionalisierung der Kenntlichmachung von Männern und Frauen in der Kleiderordnung (das Design von Moden) und im Namenssystem, das (wie in Deutschland) von gesetzlichen Regulierungen gestützt werden kann, die geschlechtlich eindeutige Vornamen verlängern.

Diese Einrichtungen stellen Weichen für die Evokation des Geschlechts als Mitgliedschaftskategorie. Dasselbe gilt für die vermutlich älteste (jedenfalls trügste) Struktur, in die das Geschlecht eingeschrieben ist: das *grammatische Genus*.²⁰ In den Strukturen vieler Sprachen steckt insofern der ‚Wille zum Wissen‘, als das Genus von Pronomen dazu zwingt, das Geschlecht eines Individuums zu kennen, wenn man es in der dritten Person bezeichnen will. Auf der Basis dieser linguistischen Katalyse können sich dann auch kurzfristige Konjunkturen der Geschlechterdifferenz entwickeln, etwa durch die politisch korrekten Schreib- und Sprechweisen, die sich gegen die Ungleichheitseffekte einer androzentrischen Sprache richten.

Ein weitaus wandlungsfähigeres Aktualisierungsmedium als grammatische Strukturen sind die *Geschlechterstereotypen*. Sie existieren neben ihrer interaktiven Performanz (und ihrem Kümmerdasein in verbalisierten Einstellungen) auch in einem massenmedialen Bilderdiskurs, der für eine ästhetische Mobilisierung seiner Rezipienten sorgt. Er platziert Individuen insofern auf einer abschüssigen Vertikale der Geschlechtsgeltung, als er nicht die ‚naturegegebene Konstanz‘, sondern das kontingente (Zurecht)Gemachtsein der Geschlechtszugehörigkeit betont: Sie muss herausgestellt, vertreten und repariert werden. Evozierend wirkt dies, indem es Männer und Frauen auch in Bezug auf die äußere Erscheinung als ‚Mängelwesen‘ konstituiert (nachdem sie es als ‚Hälften‘ eines Paares ohnehin schon sind). Entscheidend ist dabei nicht der ‚Sex-Appeal‘, den die Modelle haben, sondern der, den sie an die Betrachter richten: ‚Hallo Sie, Sie sind doch eine Frau. – Sind Sie keine Frau? – Durch dieses Produkt werden Sie es garantiert!“

²⁰ Beim Deutschen etwa schätzen Sprachhistoriker, dass Genus-Gesellschaften vor ca. 5000 Jahren ihre Spuren in ihm hinterließen: Wienold (1989: 81).

Es gibt aber auch *materielle Artefakte*, denen es nicht egal ist, welches Geschlecht jemand hat. Viele Waren stellen die Geschlechterdifferenz im Medium von Produktlinien dar: Kleidungsstücke, Taschen, Luxusartikel usw. Einige werden explizit als ‚Paare‘ angeboten (etwa Windeln oder Parfums). Andere Artefakte machen einen Geschlechtsunterschied, ohne ihn zu symbolisieren, indem sie potenziellen Nutzern eine unpassende Geschlechtszugehörigkeit geben. Frauen in Männerberufen kennen das von Urinierbecken, Werkbänken oder Pilotensitzen (Weber 1997), Hausmänner von Bügelbrettern, Kinderwagen, Wickeltischen und Spülen. Diese Artefakte enthalten mit der technischen Norm eines weiblichen oder männlichen Normalkörpers von einer bestimmten Durchschnittsgröße auch ein Skript für geschlechtliche Positionszuweisungen.

Andere kulturelle Strukturen disponieren Interaktionen eher zum Aufbau von Relationskategorien und Geschlechtergrenzen. Dazu gehören zunächst die bereits erwähnten *Umgangskonventionen*, die gleich- und gegengeschlechtliche Interaktionen differenzieren und daher bei Themenwahl, Blickführung und Proxemik an die initiale Geschlechterunterscheidung erinnern. So gibt es zahlreiche Skripte, die das Geschlecht zur Lösung von Sequenzierungsproblemen einsetzen: Wer zum Tanz auffordert oder das Wort ergreift, wem man zuerst die Hand schüttelt, wer zuerst durch die Tür tritt, wer im Restaurant zuerst bedient wird, wer beim Orgasmus den Vorrtritt hat oder wer zuerst das sinkende Schiff verlässt.

Abbildung 1: Einbau der Geschlechterdifferenzierung in Sequenzierungsregeln



Weiter erinnern alle geschlechtlich *segregierten* Praxisfelder an die Geschlechterunterscheidung: die Teilung von sanitären Anlagen, sportlichen Disziplinen und die des Arbeitsmarktes in Frauen- und Männerberufe. Die räumliche Assoziation und Dissoziation von Männern und Frauen in der Arbeitswelt rekuriert für die Allokation von Tätigkeiten auf die Geschlechterunterscheidung von Personen *und* sie bietet ‚unübersch-

bare' institutionelle Darstellungen der Geschlechtergrenze. Denselben Effekt haben auch alle Gesellungsformen, die explizit als ‚geschlechtlich exklusiv‘ oder ‚-konjunktiv‘ markiert sind, vor allem natürlich das (Ehe-), *Paar*‘. Es wird aus einer Vielzahl von geschlechtsdifferenzierenden Elementen zusammengesetzt, die sich wechselseitig verstärken: Schemata für die Kodierung von Sexualbeziehungen (‚homo‘/‚hetero‘), Paarbildungsregeln und Attraktivitätsnormen (die Alters-, Größen-, und Einkommensunterschiede ‚differenzverstärkend‘ (Tyrell) an die Geschlechterunterscheidung binden), Umgangskonventionen (wie die genannten Sequenzierungsregeln), Mutterschaftsnormen, und natürlich die familiäre Arbeitsteilung als die einer ‚Arbeitsgesellschaft‘ nahe liegendste Darstellungsform für die Zweigeschlechtlichkeit.²¹

Zahlreiche soziokulturelle Strukturen nehmen die Geschlechterdifferenz also in sich auf und machen sie konsequenzenreich, indem sie sie für die Lösung multipler Organisationsprobleme (Sequenzierung, Paarbildung, Allokation usw.) nutzen. Zugleich katalysieren diese Einsätze die Geschlechterunterscheidung von Personen, indem sie entweder die *Nachfrage* nach eindeutiger Geschlechtszugehörigkeit verschärfen (so verlangen Grammatik wie Sportdisziplinen nach ‚Geschlechtsdiagnostik‘) oder indem sie *Gelegenheitsstrukturen* für Geschlechtsdarstellungen bereitstellen (Umgangsformen oder ‚Männerberufe‘ bieten es an, ‚den Mann zu machen‘). So wie man die Geschlechtszugehörigkeit von Individuen als Effekt von Interaktionsverläufen betrachten kann, so auch als Effekt von segregierten Toiletten, bestimmten Artefakten, Berufswelten und Paarstrukturen: *Sie* erklären uns „zu Mann und Frau“. Wenn man den Relevanzaufbau der Geschlechterdifferenz im Sinne dieser strukturellen Trägerschaft beschreibt, als einen Prozess also, der immer auch auf einem ‚Räderwerk‘ mit langen (biographischen oder historischen) Umdrehungszeiten läuft, so ist nun zu fragen, wo dieser Reproduktionszusammenhang offen ist für Geschlechtsneutralität. Zur Beschreibung dieser Offenheit empfehlen sich drei analytische Perspektiven:

Die erste beginnt mit der empirischen Feststellung, dass die genannten Einrichtungen weder konkurrenzlos noch überhistorisch stabil sind. So wie ein geschlechtsdifferenzierendes Namenssystem auch die Einführung expliziter ‚Unisex‘-Namen (oder Rufnamen) erlaubt, so lassen sich auch ‚Unisex‘-Produkte (etwa Kleidung, Parfums) auf Märkten einführen, die historisch vorher gründlich sexuiert worden sind. Die Geschlechteretikette wird in vielen sozialen Gebilden sowohl durch Formalisierung (Heintz et al. 1997) als auch durch Informalisierung von Umgangsformen zurückgedrängt. Egalitätsnormen und ihre rechtliche Umsetzung sorgen für eine normative Inhibierung der Geschlechterdifferenz in zahlreichen Lebensbereichen (Lautmann 1990). Insbesondere staatliche Institutionen interessieren sich weniger für das Geschlecht,

21 Die geschlechtsverschiedene Zweisamkeit von Menschen ist mindestens so bemerkenswert wie das paarige Auftreten von Interaktionszügen in Konversationen. Zu den soziologischen Binsenweisheiten gehört in diesem Zusammenhang eine Kränkung des modernen, an Individualität orientierten Liebesbegriffs: der Nachweis der ‚Homogamie‘, jener Neigung, sich innerhalb der gleichen Schicht, Hautfarbe, Region, Bildungsgruppe, Religion usw. zu paaren. Wahrlich staunenswert ist nun, dass diese Paarungsneigung vor der gleichen Geschlechtszugehörigkeit Halt macht: dass Gesellschaften bevorzugt die Personen in sexuellen Kontakt und langfristige Beziehungen bringen, die ihr Begehren wechselseitig *nicht* verstehen. Vermutlich kann man erst auf dem Hintergrund dieses Bezugsproblems die große mythische Erzählung von der „natürlichen Anziehungskraft“ der Geschlechter verstehen.

etwa bei der Regulierung legitimer Paarbildungen, bei Sorgerechtsfragen, bei der Rekrutierung von Militärpersonal oder beim Arbeitsrecht. Die Segregation des Arbeitsmarktes wird durch berufliche Geschlechtsmigranten angetastet, Segregation generell in allen möglichen Hinsichten durch Zugänglichkeit zersetzt. Schließlich verlieren auch einige Gesellungsformen ihren Geschlechtsindex: Bei den dyadischen Beziehungen etwa gibt es Tendenzen einer Ausdehnung der Ehe auf gleichgeschlechtliche, der Freundschaft auf verschiedengeschlechtliche Dyaden (‚crossgender friendships‘) sowie einen Abbau der paarinternen Relevanz der Geschlechterunterscheidung durch Partnerschaftsnormen (s. Burkart und Koppetsch in diesem Band). So ließe sich eine (wachsende) institutionelle Infrastruktur der Geschlechtsneutralität beschreiben und ihr empirisches Gewicht in Relation zu jenen Infrastrukturen bestimmen, die an das Geschlecht erinnern: Letztere stehen eben in laufender Konkurrenz zu zahlreichen Institutionen demokratisch verfasster Gesellschaften, die das Geschlecht *nicht* wissen wollen: Erwartungen, dass unabhängig vom Geschlecht Wählerstimmen gezählt, Zensuren gegeben, Gerichtsurteile gefällt und Stellen besetzt werden.

Eine zweite analytische Perspektive richtet sich nicht auf die empirische Identifizierung und Gewichtung von kulturellen Strukturen, die das Geschlecht katalysieren oder inhibieren, sondern auf deren Verhältnis *zur sozialen Praxis*. Ein einfaches Determinationsverhältnis kann es schon deshalb nicht sein, weil auch die ‚(de)gendered structures‘ für ihre Strukturierungsleistungen selbst situativ aufrechterhalten und mit Leben gefüllt werden müssen. Sonst blieben sie vielleicht ‚de jure‘ stehen, würden aber praktisch ausgehöhlt. Musterbeispiel einer solchen Irrelevanz einer ultrastabilen Struktur für die soziale Praxis ist das Genus von Substantiven. Es ist unter der Drohung sprachlicher Inkompetenz zwingend zu berücksichtigen, aber ebenso zwingend auch zu ignorieren. (Man kann seinetwegen z.B. schlecht – etwa im Bemühen um eine ‚weibliche Sprache‘ – seinen (sic!) Wortgebrauch einschränken). Das Genus ist nur in Bezug auf Personen ‚aktiv‘ (als Pronomina), ansonsten *bindet es* die Akteure nicht.

Wir sind bislang von einem rekursiven Verhältnis wechselseitiger Konstitution von Praxis und Struktur ausgegangen, in dem die Geschlechterdifferenz mit einer hohen *symbolischen Redundanz* reproduziert wird (Hirschauer 1994).²² Bettina Heintz hat (in stärkerer Anlehnung an Differenzierungstheorien) die Denkfigur einer unabhängigen Variation „struktureller und kultureller“ Aspekte der Geschlechterdifferenz stark gemacht, die neben der redundanten Gleichsinnigkeit sozialer Mechanismen in der Trägerschaft der Geschlechterdifferenz auch die Möglichkeit ihrer Gegenläufigkeit eröffnet. Sie interpretiert diese allerdings im Sinne einer *funktionalen Äquivalenz*: Die Geschlechterdifferenz muss nicht symbolisch markiert werden, wenn bereits ‚unsichtbare‘ strukturelle Grenzen etabliert sind (Heintz et al. 1977: 244), sie wird dann zugespitzt interaktiv inszeniert, wenn es formal keine Unterschiede mehr gibt (ibid.: 229).²³

22 Dies in Anlehnung an Goffmans Theorem der ‚institutional reflexivity‘ (1977), einer tautologischen Selbstvergewisserung sozialer Mechanismen: Die Interaktionen wiederholen das, was die Teilnehmer wissen und die Strukturen verstetigt haben.

23 Die Autorengruppe argumentiert dies am Fall des Arbeitsmarktes: Sobald formale Grenzen (etwa Berufsverbote, Nachtarbeitsverbote) erodieren, werden sie als informelle ‚boundary work‘ aktiv wiederhergestellt.

Mir scheint es für die konzeptuelle Öffnung zur Geschlechtsneutralität fruchtbarer, ‚unabhängige Variation‘ weniger funktionalistisch zu betrachten. Was korrelationslogisch (vom Ergebnis her gesehen) als Substitutionsverhältnis (funktionale Äquivalenz) erscheint, ist praxeologisch (vom Prozess her gesehen) ein Negationsverhältnis: Soziale Praktiken konterkarieren auch gewachsene Strukturen. Wenn wir beschreiben wollen, wie soziale Strukturen ‚im Rücken der Akteure wirken‘, stoßen wir sofort auf das theoretische Ärgernis, dass die Praxis mit den Strukturen spielt: sie einsetzt oder aushebelt. Man hat es dann nicht mit Redundanz und nicht mit Äquivalenz zu tun, sondern mit der Kontingenz, mit der die Praxis (z.B. von Interaktionen) eine strukturell gesetzte (Ir-)Relevanz von Geschlecht unterlaufen kann: Dass eben da, wo ‚gendered structures‘ umgesetzt werden sollten, die Geschlechterunterscheidung schlicht nicht stattfindet; oder dass eben da, wo Geschlechtsneutralität institutionell erwartet (und theoretisch prognostiziert) wird, eine ‚unerklärliche Persistenz‘ der Unterscheidung auftaucht.

Der Einbau der Unterscheidung in soziale Strukturen sagt oft wenig über die lokale Relevanz der Unterscheidung für die Teilnehmer, über den kulturellen Sinn, den es für sie selbst macht, nach Geschlecht zu unterscheiden. Die Feststellung von Gelegenheitsstrukturen wird etwa dadurch relativiert, dass der Gelegenheitscharakter von Situationen für Geschlechtsdarstellungen von den Akteuren nicht nur opportunistisch wahrgenommen, sondern auch interaktiv ausgehandelt und strategisch durchgesetzt wird. Ich habe auf diese ‚Unberechenbarkeit‘ der Geschlechtskonstruktion schon einmal hingewiesen (Hirschauer 1994: 679): So wie sich der kulturelle Sinn von Geschlechtsneutralität nur im Horizont einer bereits gesetzten Differenz bestimmen lässt, so lässt sich umgekehrt der Sinn dieser Differenz in modernen Gesellschaften gerade vor dem Hintergrund ‚geschlechtsneutraler‘ Erwartungen (etwa Egalitätsnormen) profilieren.²⁴

Dieses ‚loose coupling‘ (Goffman) von Praxis und sexuierenden Strukturen lässt Letztere als große ‚Zahnräder‘ erscheinen, deren Schwungmasse Interaktionen (z.B.) zu ihrer Selbststrukturierung nutzen können oder die sie ‚an sich vorbei‘ laufen lassen, indem sie sich von ihnen abkoppeln. So haben grammatische Strukturen nur dann Konsequenzen oder so lassen sich Stereotypen nur dann veranschlagen, wenn die Geschlechtszugehörigkeit *auch interaktiv* als Mitgliedschaftskategorie aufgebaut ist. Segregationsstrukturen, Umgangs- und Gesellungsformen greifen als Differenzierungsmechanismen nur, wenn die Geschlechterunterscheidung *auch interaktiv* in eine Unterscheidung von gleich und verschieden übersetzt wird. Erst der Vollzug dieser Übersetzung, erst dieses ‚Entgegenkommen‘ schafft einen Transmissionsmechanismus für die Wirksamkeit von sexuierenden Strukturen. Diese *eröffnen* eine Nachfrage nach und Gelegenheiten für die Aktualisierung von Geschlecht, *geschlossen* wird der oben unterstellte rekursive Zusammenhang erst durch den interaktiven Vollzug der Anschlussstellen. Die soziale Struktur bleibt irrelevant, wenn sie nicht *situiert* wird.

24 Eben dies lehrte ja die Frauenforschung. Thomas Laqueur (1992) hat demonstriert, dass diese ‚Paradoxie‘ (Pasero 1994) schon in den Tiefenschichten des neuzeitlichen Wissens angelegt ist: Unsere Überzeugungen von der anatomischen Unvergleichbarkeit der Geschlechter entstammen einem Gegendiskurs zur aufklärerischen Gleichheitsphilosophie. Ähnlich auch schon Illich (1983): Die ‚Ungleichheit‘ der Geschlechter ist nur denkbar mit Bezug auf ‚den Menschen‘ als geschlechtsneutrales Drittes.

Dies gilt nicht nur für Interaktionsprozesse, sondern auch für biographische Prozesse, für die Praxis der Lebensführung. Strukturell gesehen stiften sexuierte Gesellungsformen oder Berufe mächtige kulturelle Bindungen von Frauen und Männern an bestimmte Tätigkeiten oder bevorzugte Interaktionspartner. Sie bieten den Akteuren Strukturen an, die ihr Geschlecht biographisch tragen können. (Man kann dann z.B. als Teil eines Ehepaares, einer Frauengruppe, eines Frauenberufes, oder des Million-Men-March agieren.) Umgekehrt werden solche Strukturen jedoch auch erst in biographischen Entscheidungen konstituiert, in denen die Geschlechtszugehörigkeit als Mitgliedschaftskategorie *gehandhabt* wird (aus der irgendetwas für den Lebensverlauf folgt). Der Frauenberuf etwa behält sein Geschlecht nur, solange Frauen ihm ihres geben (und Männer es unterlassen). Wer sich davon unabhängig macht und sich unter Abscheidung vom Geschlecht eines Berufes für diesen entscheidet, praktiziert ‚undoing gender‘ potenziell in zwei Richtungen: primär in Bezug auf diesen Beruf, sekundär in Bezug auf sich selbst.²⁵ Auch diese Entscheidungsprozesse bilden ein Scharnier, das das Geschlecht der Personen mit dem anderer kultureller Objekte assoziiert oder es eben dissoziiert und ihren semantischen Nexus auftrennt.

Das Ergebnis dieser losen Kopplung von Praxis und Struktur ist eine tiefe Ambivalenz kultureller Strukturen in Bezug auf den Relevanzaufbau der Geschlechterdifferenz. Betrachten wir zwei alltägliche Beispiele: Nach Geschlecht getrennte Toiletten gehören zu jenen sexuierenden Strukturen, die Individuen regelmäßig vor die Wahl stellen, ohne ihnen eine zu lassen. Sie sind eine architektonische Memorabilie der Geschlechtszugehörigkeit. Auf der anderen Seite kann dies aber auch einen Neutralisierungseffekt haben: Der Einbau der Geschlechterdifferenz in die Toilettenanordnung baut sie aus den Interaktionen in den Toiletten aus. Oder weniger technisch: Wo die Geschlechtergrenze architektonisch gewährleistet wird, werden Interaktionen vom Bezug aufs andere Geschlecht entlastet. Dieser Gelegenheit zur Neutralisierung steht aber wieder symmetrisch eine der Aktualisierung gegenüber: die Wiedereinführung des Themas im gleichgeschlechtlichen ‚Refugium‘ durch obszöne Graffiti, Schminkpraktiken oder ‚Frauengespräche‘, die das Abwesende re-appräsentieren. Werden solche homosozialen Gesellungen ausgeschlagen, wird der individuierte Nutzer erneut auf die basale Aktualisierung seines Geschlechts durch die Toilettensegregation zurückgeworfen.²⁶

Will man Segregation ‚in statu nascendi‘ beobachten, so empfiehlt es sich dagegen, Kindern zuzuschauen: Segregation ist dort ganz einfach Auswahl bzw. Ausschluss von Interaktionspartnern nach Geschlechtszugehörigkeit.²⁷ Auch dies verläuft natürlich

25 In der Optik einer Geschlechtertheorie würden solche Entscheidungen nach dem Modell der Travestie betrachtet (als Grenzüberschreitung), in einer für Geschlechtsneutralität offeneren Perspektive hören Individuen dagegen im Vollzug solcher Berufswahlen einfach auf, Männer oder Frauen zu sein.

26 Wer meint, diesem Beispiel fehle der nötige Ernst, spiele es einmal für Männergruppen oder Frauenuniversitäten durch, von denen man sich ebenfalls eine Freistellung der Teilnehmerinnen und Teilnehmer zu geschlechtsunspezifischem Verhalten verspricht, eine ‚Befreiung vom Zwang‘, männlich bzw. weiblich zu sein.

27 In biographischer Hinsicht kann man vermuten, dass es sich bei schulischer Segregation um eine Phase handelt, die auf die Fusion der Geschlechter vorbereitet: Sie unterstützt eine Exotisierung der anderen Seite (Breidenstein 1997a), ohne die es der waghalsigen Sozialform der heterosexuellen Paarbeziehung an Spannung fehlen könnte.

nicht unstrukturiert. In Schulklassen finden sich trotz ‚Koedukation‘ zahlreiche Einsätze der Geschlechterunterscheidung (s. Breidenstein 1997a): von institutioneller Seite etwa für die Reihenfolge des Tafelwischens, für die Zimmerbelegung auf der Klassenfahrt, die Bildung von Tischgruppen und Sitzplänen, oder die im Sinne geschlechtsbewusster Pädagogik eingerichtete ‚Jungengruppe‘. Für die Schüler bilden sich innerhalb oder neben diesem pädagogischen Rahmen weitere, u.U. spontane Gelegenheiten zum Gebrauch der Geschlechterdifferenz, etwa für die Gruppenbildung bei Spielen: Bestimmten Spielen (z.B. ‚Knutschpacken‘: Breidenstein 1997b) ist das Geschlecht eingeschrieben: bei anderen können die Geschlechtsklassen als ‚Parteien‘ aktualisiert werden, wenn das quantitative Angebot von Mädchen und Jungen bei der Organisation von ‚Mannschaften‘ ausgeglichen ist. Verlangt das Spiel aber gerade Kräftegleichheit (z.B. Tauziehen), wird der Einsatz von Geschlecht sofort wieder verworfen. Gibt es nur ein überzähliges Mädchen, so kann es zum ‚Ersatzmann‘ des Fußballspiels werden. Oder gibt es nur eine Lehrerin, so kann die ‚Jungengruppe‘ von ihr geleitet werden (ihr Geschlecht wird neutralisiert), nicht aber, wenn auch ein Lehrer zur Verfügung steht. In beiden Fällen enthebt die Singularität der Geschlechterunterscheidung, aber aus verschiedenen Gründen: Das einzelne Mädchen wird in eine Gruppe von Mitspielern sozial integriert, die einzelne (pendant-lose) Lehrerin wird vor allem als statusverschieden wahrgenommen usw.

Die zweite Beschreibungsmöglichkeit für die strukturellen Chancen von Geschlechtsneutralität bezieht sich auf diese situative Pragmatik, den Gebrauch der Geschlechterunterscheidung *im Kontext* – nicht von vagen gesellschaftlichen Randbedingungen, sondern von konkreten institutionellen Zwängen, biographischen Konjunkturen, lokalen Gelegenheitsstrukturen und situationsspezifischen Gegebenheiten, in denen die Geschlechterdifferenz den Teilnehmern Sinn macht oder nicht.

Eine dritte analytische Perspektive muss dem Verhältnis von strukturellen Trägern der Geschlechterdifferenz zueinander gelten, ihrem Zusammen- und Gegeneinanderwirken, das die Praxis der Geschlechterunterscheidung z.T. überraschend tangieren kann. Sie bietet sich vor allem dann an, wenn man Versuchen misstraut, die Geschlechterdifferenz in einer bevorzugten Struktur zu lokalisieren: im spezialisierten „Subsystem“ der Familie, im „Schlüsselmechanismus“ des Arbeitsmarktes (Heintz et al. 1997: 216) oder in der symbolischen Tiefenstruktur der „heterosexuellen Matrix“ (Butler 1991). Zweifellos gibt es, topographisch betrachtet, Darstellungsforen, Nebenschauplätze und ‚Unorte‘ der Geschlechterdifferenz (wo sie sich schlechter ‚heimisch‘ machen kann), aber kaum eine soziale Unterscheidung ist auch so stark durch Multifunktionalität gekennzeichnet. Mir erscheint es daher fruchtbarer, nach den Mechanismen zu fahnden, durch die sich die multiplen Gebrauchsweisen der Geschlechterdifferenz *wechselseitig stützen* (bzw. abschwächen).

Ein prägnantes Beispiel für diesen Verflechtungscharakter liefert die Beziehung von Familie und Arbeitsmarkt, die im Fokus zahlreicher Studien der Geschlechterforschung stehen: zwei Institutionen, die bereits je für sich betrachtet die Geschlechterdifferenz auf komplexe Weise in sich aufnehmen und fortspinnen. So besteht die geschlechtliche Segregation des Arbeitsmarktes aus vielen Elementen, die einem Beruf ein Geschlecht geben: kaum mehr formale Ausschlussregeln, aber immer noch sein öffentliches Image und dessen Rationalisierungen (Wetterer 1992), die Parameter der erwähnten Berufs-

wahlentscheidungen, die Umgangsformen in homosozialen Gemeinschaften, geschlechtsexklusive Netzwerke (Seilschaften), aber auch die ‚doppelte Paarstruktur‘ (Sekretärin/Chef/Gattin), mit der sich viele Führungspositionen Frauen verschließen.

Eine besondere Aufmerksamkeit haben in der Organisationssoziologie nun jene Strukturen des Arbeitsmarktes gefunden, die anders als die alten beruflichen Zulassungsbeschränkungen nur *implizit* (Acker 1992) geschlechtsdifferenzierend wirken: Arbeitszeitnormen, Anciennitätsregeln und Weiterbildungsanforderungen sind ‚betriebliche Regelungen und Anforderungen, die, obwohl geschlechtsneutral formuliert, die beiden Geschlechter unterschiedlich treffen‘ (Heintz et al. 1997: 217). Sie erscheinen insofern ‚auf Männer zugeschnitten‘, als sie die Personen beruflich benachteiligen, die durch Kinderbetreuung beansprucht werden. Es handelt sich um ‚gendering structures‘, die als Differenzverstärker wirken. Was sie in sich aufnehmen, ist allerdings nicht unmittelbar die Geschlechterunterscheidung, sondern eine familiäre Arbeitsteilung, die dieser einen beherrschenden Platz gibt. Sie ‚vollenden‘ gewissermaßen, was Attraktivitäts- und Mutterschaftsnormen auf den Weg bringen, aber sie erhöhen umgekehrt auch den Spezialisierungs- bzw. Entscheidungsdruck zwischen Berufs- und Familienarbeit und haben auf diesem Wege eine *vermittelte Trägerschaft* für die Geschlechterunterscheidung.

Solche Regelungen *selbst* als ‚gendered structure‘ zu bezeichnen, erscheint mir jedoch im Sinne des oben gemachten methodischen Monitums (der Selbstbegrenzung des Geschlechterschemas) aus zwei Gründen irreführend. Zum einen bestätigt eine Identifizierung solcher Strukturen als ‚androzentrisch‘ begrifflich implizit die Sexuierung der Erziehungsarbeit (die außerhalb eines berufssoziologischen Fokus liegt): Zu sagen, dass die Berufswelt „den Mann als Maß“ nimmt (Heintz et al. 1997: 220) ist politisch korrekt, soziologisch nicht: Sonst wäre es eine *Eigenschaft* des Mannes, voll berufstätig zu sein und eine von Frauen, für Kinder da zu sein. Zum anderen nehmen die genannten Strukturen die Geschlechterdifferenz wie gesagt gerade *nicht* in sich auf (so wie es etwa Paarbildungsregeln oder Gleichstellungsmaßnahmen tun), sondern verhalten sich *indifferent* dazu, dass die Verfügbarkeit von Individuen für den Beruf an *anderer* Stelle wesentlich durch die Geschlechterunterscheidung bestimmt wird. Diese Strukturen machen einen Unterschied zwischen Kinderversorgenden und ‚Kinderlosen‘, für sie sind Frauen ohne Kinder keine Frauen im Sinne des Arbeitsmarktes.²⁸ Erneut: Für die *politische* Bilanz macht das keinen Unterschied (Frauen sind beruflich gravierend im Nachteil), für die soziologische Analyse schon: Durch und durch ‚gendered‘ sind die Strukturen der Paarbeziehung, nicht die von Arbeitszeitnormen. Der Arbeits-

28 Heintz et al. weisen darauf hin, dass diese Unterscheidung innerberuflich mit einem Stereotyp auf alle Frauen und Männer verallgemeinert wird (den Frauen hängt die Mutterschaft als Erwartungserwartung an), die Lösung von den Geschlechtskategorien als Beobachtungsschema fällt aber (erneut) nicht nur den Teilnehmern schwer. Auch die Soziologinnen, die so klar herausarbeiten, dass die „androzentrischen“ Strukturen des Arbeitsmarktes eben *nicht* primär Geschlechter unterscheiden, sondern unterschiedliche Formen der Bindung an Kinder (Kinderlosigkeit, Alleinerziehen, ‚Mutternde‘ und ‚Ernährerinnen‘ in einer Paarbeziehung), sprechen von diesen Formen als vier „Geschlechtskategorien“ (1997: 221), als hätten diese Lebensstile (um die Dimensionen paarg/Single, Kinder/Kinderlosigkeit, Haus-/Berufsarbeit) einen immanenten Zusammenhang mit der Geschlechtszugehörigkeit.

markt stellt sich nur nicht (von sich aus) für Kompensationen ungleicher Elternschaft zur Verfügung und identifiziert Kinder als seine natürlichen Feinde.

Verweist eine Analyse von Arbeitsmarktstrukturen also massiv auf familiäre Arbeitsteilung zurück, so wird deren Genese zunächst auf Einkommensvorteile von Männern verweisen, von dort auf Paarbildungsregeln, die Altersvorsprünge sichern, und von diesen auf Attraktivitätsnormen und Mutterschaftsideologien usw. Die Geschlechterunterscheidung ist trotz institutioneller Verankerungen von Geschlechtsneutralität so persistent, weil die ökonomische Ungleichheit mit erotischen Spannungen verknüpft ist, die Paarbildung mit Segregationsprozessen, anatomische Theorien mit Egalitätsnormen usw.: keine ‚Basis‘, keine ‚zentrale Ursache‘, nur ein rekursiv verknüpftes Geflecht von Strukturen, das Geschlechtereffekte hervorbringt. Man kann es auch mit Foucault sagen: Was wir ‚Geschlechterdifferenz‘ nennen, ist ein komplexes Dispositiv, ein „Netz“ zwischen einem „entschieden heterogenen Ensemble“ (Foucault 1978: 119f.), das wissenschaftliche Diskurse, sexuelle Praktiken, administrative Maßnahmen, architektonische Einrichtungen, Interaktionsmuster, anatomische Klassifikationen usw. *kulturell assoziiert*.

Vor diesem Hintergrund ist Geschlechtsneutralität im Sinne einer Relation von Strukturen vor allem von Entflechtungen und Entkopplungen zu erwarten. So wird der ‚Männerberuf sein Geschlecht wohl weniger durch politische Aufforderungen zur Abstimmung mit Familienstrukturen verlieren als zum einen dadurch, dass Bewerberinnen die Bestätigung ihrer Geschlechtszugehörigkeit von ihrer Berufswahl dissoziieren, zum anderen dadurch, dass Arbeitsorganisationen unter Konkurrenzdruck ihre Personalrekrutierung von ihren aktuellen sozialen Binnenstrukturen lösen, um die Kapitalisierung individueller Leistungsfähigkeit (ganz im Sinne von Luhmanns Diagnose) nicht länger durch Berücksichtigung anderer persönlicher Merkmale ‚behindern‘ zu lassen.

Die Entfesselung gegengeschlechtlicher Konkurrenz in der Berufswelt ist aber nur eine der Dynamiken, die geschlechtsexklusive Räume auflösen können. Ähnliche Entgrenzungen ereignen sich in der Konsumkultur. Eine gewachsene Durchlässigkeit der Erfahrungswelten bieten hier Phänomene wie Unisex-Kleidung und Unisex-Parfums, oder die im Zuge der Kundinnenwerbung forcierte Ästhetisierung und Erotisierung des Männerkörpers, die Männern eine Teilhabe am ‚weiblichen Blick‘ auf Männer anbietet, wie sie Frauen schon lange am männlichen Blick hatten (z.B. in der Pornographie). Die Erlebnispositionen verlieren ihr Geschlecht, wenn offene Marktstrukturen an die Stelle der Schließungen sozialer Kollektive treten.²⁹

²⁹ Ein Faktor für diese Durchlässigkeit der Erlebniswelten ist die Verbreitung von Massenmedien. Was Postman (1983) für das Schwinden der Grenze zwischen Kindern und Erwachsenen postulierte, gilt auch für die zwischen Männern und Frauen: Kulturelle Grenzen bestehen auch aus kommunikativen Schwellen und viele Dinge lassen sich der ‚anderen Seite‘ nicht mehr verbergen, wenn Massenmedien Zugänge erleichtern. Dieser Geheimnisverlust wirkt vielleicht noch stärker als der Legitimationsverlust, der die Begründungsmuster für ‚starke‘ Geschlechterdifferenzierungen erodieren lässt. Der paradigmatische Fall dieser Grenznivellierung ist der elektronische Geschlechtswechsel, das Gender-Zapping im Internet: eine spielerische Konsum- und Erlebnispraxis, die aus vorgegebenen Programmstrukturen ausbricht. Das Internet macht niedrigschwellige Angebote an gegengeschlechtlichen Erfahrungsmöglichkeiten auf der Basis einer Entkopplung von Kommunikationsprozessen (Themen, Sprecherpositionen) von lokal

Fassen wir zusammen: Die institutionelle Reproduktion der Geschlechterdifferenz lässt sich in drei unterscheidbaren Hinsichten als ‚offen‘ für Geschlechtsneutralität beschreiben: 1. unter dem Aspekt des historischen Wandels, in dem die Infrastruktur der Geschlechterdifferenzierung einer Verdrängungskonkurrenz durch neutralisierende Institutionen ausgesetzt ist; 2. im Hinblick auf die Spielräume für Neutralisierung wie Aktualisierung, die sich im Verhältnis von Strukturen und lokaler Praxis auf tun; und 3. unter dem Aspekt unterschiedlicher Relationen von Strukturen, die sowohl differenzverstärkende als auch -abschwächende Effekte haben können. Jede analytische Perspektive zeigt die Aktualisierung und Neutralisierung der Geschlechterdifferenz nicht nur im Hinblick auf Interaktionen, sondern auch im Hinblick auf soziokulturelle Strukturen in einem beständigen dynamischen Neben- und Gegeneinander.

V. Das Verschwinden der Geschlechter

Ich habe in diesem Aufsatz versucht, Prozesse des Aufbaus und Abbaus der sozialen Relevanz von Geschlecht zu explizieren (ohne diese dabei ‚quantifizieren‘ zu wollen). Abschließend sei nun kurz skizziert, welche Konsequenzen ein Relevanzverlust für jene Praktiken hätte, die wir bislang argumentativ vorausgesetzt und auch als erstes Bezugsproblem für Neutralisierungen identifiziert haben: die Darstellungen und Zuschreibungen, die die *Erkennbarkeit* der Geschlechtszugehörigkeit von Personen sichern. Diese Frage sei in zwei Richtungen verfolgt: 1. Welche Effekte hätte ein Relevanzverlust zum einen auf die Geschlechtswahrnehmung, 2. zum anderen auf die Geschlechterkategorien und ihren semantischen Gehalt?

1. Wir haben oben festgestellt, dass sich das Geschlecht von Personen auch als Effekt von Institutionen beschreiben lässt. Es ist auch *ihr* Wille zum Wissen, der unseren aufrechterhält. Daher wird eine Auflösung der komplexeren Institutionalisierungen der Geschlechterdifferenz sich auch auf ihre basale Institutionalisierung (die Moden, Gesten, Namen und Gesichter) auswirken. Ein Relevanzverlust der Geschlechterunterscheidung (ihr soziales Vergessen) würde auch die institutionelle Infrastruktur und die personalen Kompetenzen für ihre perzeptive Durchführung schwinden lassen. Nehmen wir als hypothetisches Telos eines solchen Szenarios jene Agnosie und Amnesie des Geschlechts, die sich Michel Foucault (1980) als „happy limbo“ der Hermaphroditin Hercul(in)e Barbin vorstellte. Was wären die Etappen eines solchen Weges – die Stadien des Vergessens? Und welche Wegmarkierungen kommen uns vielleicht bereits bekannt vor?

In meinen interaktionsanalytischen Überlegungen habe ich das soziale Vergessen als eine Art von Takt eingeführt, die Geschlechtszugehörigkeit von Teilnehmern aus Interaktionen auszuklammern, sie einer ‚civil inattention‘ zu unterziehen, wie sie Goffman für die Begegnung von Fremden expliziert hat. Man könnte auch von ‚sexual inattention‘ sprechen. Dieser Takt kann die konturierte Form einer Höflichkeit haben (etwa als sozialintegrative Maßnahme gegenüber ‚tokens‘), er tritt aber auch interaktiv normalisiert auf (etwa als ein ‚Übersehen‘, das durch berufliche Sachlichkeit gestützt wird). Diese höfliche oder habituelle Unaufmerksamkeit fürs Geschlecht könnte nun bis zu einer Anonymitätszusicherung ausgedehnt werden, die die Geschlechtszugehörig-

keit als Privatsache aus den meisten Begegnungen ausklammert. Institutionell würde dem entsprechen, dass sie dem Datenschutz unterstellt wird, sprachlich würde dem entsprechen, dass das heute generisch verwendete „he or she“ im Sinne einer ambisexuellen Bezeichnung auf eine konkrete Person bezogen wird. Dies setzte eine *Ambiguitätstoleranz* für unklare oder unstete Geschlechtsdarstellungen voraus, also einen entspannteren Willen zum Wissen. Eine solche Toleranz findet sich empirisch – das war oben unser Ausgangspunkt (mit Garfinkel) – aktuell kaum in face to face Situationen, gelegentlich aber bei Interaktionen mit geringerer Kontaktintensität: bei flüchtigen Begegnungen (von Passanten oder in Dienstleistungen) oder in fernmündlicher oder schriftlicher Kommunikation. Institutionell ist Ambiguitätstoleranz dagegen kaum zu erkennen: Zwar gibt es in anderen Rechtssystemen als hierzulande (etwa in den USA) eine größere Toleranz für Unisex-Vornamen, aber das Recht ist insgesamt weiter von der Anerkennung einer ‚doppelten Geschlechtszugehörigkeit‘ entfernt als von der einer doppelten Staatsangehörigkeit.

Ein weiteres Stadium wäre eine *Agnosietoleranz*. Als Agnosie bezeichnet man in der Neurologie seit Freud das Phänomen, dass Menschen bestimmte Dinge, die sie sehen, nicht mehr erkennen und unterscheiden können: z.B. Bekannte oder Gemüsesorten. Dieses Stadium bezeichnet also nicht eine kulturelle Zusatzkompetenz des ‚Übersehens‘ des Gesehenen, sondern einen Kompetenzverlust: das Verlernen der Kulturtechnik der Geschlechterunterscheidung. Sie könnte aus dem Alltag verlagert und an Laboratorien delegiert werden, sofern staatliche Institutionen nicht einfach Desinteresse zeigen: Streichung des Geschlechts aus dem Geburtsregister, Ausklammerung aus dem Personenstand, Verschwinden aus den Formularen und Zeugnissen.

In Interaktionen ginge eine Agnosietoleranz insofern über Ambiguitätstoleranz hinaus, als das Zuschreibungsproblem nicht mehr auf das *Objekt* zugerechnet würde – exotisches kulturelles Gebaren oder pathologische physische Konstitution – sondern auf die Betrachterin. Sie würde es akzeptieren, dass sich das Geschlecht ihres Gegenübers nicht in dessen Seltsamkeit, sondern in ihren Augen verliert. Eine solche kulturelle Akzeptanz von Geschlechtsagnosie dürfte zusammen mit der Pluralisierung von Geschlechtsdarstellungen entstehen: Nicht einfach weil diese ‚subversive‘ androgyne Darstellungen ermuntert (dies würde die Betrachter nur zu feinerer Dechiffrierung herausfordern), sondern weil sie Betrachter eben auch dazu auffordert, sich Identifizierungsprobleme selbst zuzurechnen.

Auch für dieses Stadium gibt es empirische Indizien. Identifizierungsprobleme tauchen typischerweise an den Differenzierungslinien von Milieus, von Stadt und Land und von Generationen auf: Die Seniorenstudentin an der Universität müht sich mit den kohortenspezifischen Geschlechtszeichen manches jugendlichen Kommilitonen, der Landwirt sucht nach Geschlechtsunterschieden im städtischen Bekanntenkreis seiner Tochter, und für die Bäckerin ist jemand mit kurzen Haaren und Lederjacke ein Mann, der in der Szenekneipe auf der anderen Straßenseite ‚natürlich‘ eine Frau ist. Agnosietoleranz dürfte aus einer Selbstbescheidung der Betrachter angesichts der Pluralisierung der Codes entstehen: „dass man das heute nicht mehr so genau wissen kann“.

Der Mechanismus, der dafür außer Kraft zu setzen ist, wurde in den 1960er Jahren von Garfinkel beschrieben: Die Omnipräsenz-Erwartung macht Geschlechtszugehörigkeit bei Klassifikationsproblemen in einer Situation hochrelevant, weil sie die ‚bona

fide membership‘ einer Person in Zweifel zieht („Was ist denn das für eine(r)!!“). Dieser Reflex entspannt sich in dem Maße, wie die Frage des Vertrauens in Interaktionspartner, die Garfinkel fokussierte, von der Indifferenz gegen Personen abgelöst wird, die Luhmann in den Vordergrund rückt – ohne sich so recht für ihre tätige Seite zu interessieren.

2. Personen gewinnen und verlieren ihr Geschlecht aber nicht nur im Verhältnis zu menschlichen Betrachttern, sondern auch zu anderen kulturellen Objekten. Die Existenz von Männern und Frauen wäre sozial bedeutungslos, wenn sie nicht durch zahlreiche andere kulturelle Objekte validiert würde, die ebenfalls mit den Geschlechtskategorien geordnet werden: Charaktereigenschaften, Gesten, Kleidungsstücke, Berufe, Waren, Tiere, Chromosomen usw.³⁰ Deshalb entfaltet sich das dynamische Mit- und Gegeneinander von Aktualisierung und Neutralisierung der Geschlechterdifferenz, das wir bisher für das Verhältnis von Interaktionszügen, von Beziehungen sozialer Strukturen zur Praxis und von Institutionen untereinander beschrieben haben, *auch* im Verhältnis der Sexuierung von Personen mit der anderer kultureller Objekte.

Wenn eine Gesellschaft die Zuschreibung von Eigenschaften an eine Kategorie von Personen *ausdehnt*, um den Sinn der Kategorisierung zu steigern – wenn sie also etwa etablieren will, ‚Männer‘ seien von kräftiger Statur, Inhaber bestimmter Testosteronwerte, an Karriere und an Frauen interessiert – so erzeugt dies zwangsläufig wachsende Klassifikationsprobleme: unrichtige Männer und Frauen, die falsch begehren, sich falsch kleiden, das Falsche arbeiten und falsche Körper haben. Das ‚Sinnstiftungsrisiko‘ von expansiven Zuschreibungen besteht also darin, dass sie die binäre Unterscheidung von Personen sprengen. Es kommt zu einer Kreolisierung der Geschlechter, zu einer Freisetzung multipler Geschlechtskategorien, die eine Gesellschaft als Pathologien beataunen oder als postmoderne Inkohärenz von Identitäten feiern kann.³¹

Wenn eine Gesellschaft aber umgekehrt eine Unterscheidung zur Kategorisierung von Personen immer *weniger* auf Charaktereigenschaften, Tätigkeiten und anderes ausdehnt, gewinnt die Personenkategorisierung in dem Maße an Trennschärfe, wie sie an substanziellem kulturellen Sinn verliert. Mit einer Neutralisierung kultureller Umwelten verfällt auch der Sinn der Geschlechtszugehörigkeit von Individuen, sie wird trivialisiert. Relevanz und Binarität stehen klassifikationslogisch also in einem Spannungsverhältnis zueinander. Geschlechter werden nur dann unterschieden, wenn dies einen Unterschied macht. Je mehr soziale Konsequenzen die Geschlechterunterscheidung aber tragen soll, desto schwieriger wird das Durchhalten der Unterscheidung. Und umgekehrt: Je weniger Konsequenzen die Unterscheidung hat, desto konsequenter kann unterschieden werden, aber desto mehr schwindet auch das Interesse, sie überhaupt zu machen.

30 Eine zentrale empirische Frage ist die Identifikation der ‚aktiven‘ und ‚inaktiven‘ kulturellen Träger der Geschlechterdifferenz. ‚Hochaktiv‘ sind etwa Laborsubstanzen, sporadisch aktiv z.B. Umgangsformen, ‚erloschen‘ (dauerhaft funktionslos) ist das grammatische Genus von Substantiven, und ‚versunken‘ (nur noch in Spuren feststellbar) etwa das Geschlecht der Hände (van Leeuwen-Turnovcová 1990). Es ist also mit erheblicher Ungleichzeitigkeit zu rechnen.

31 Prototyp dieser Multiplikation ist das ‚Dritte Geschlecht‘ des auslaufenden 19. Jahrhunderts: Wenn Frausein (z.B.) wesentlich bedeutet, Männer zu begehren, dann sind auch Männer, die dies tun, essenziell weiblich. Die Welt füllt sich mit ‚Zwischenstufen‘ und Geschlechtsmigranten (s. Hirschauer 1993: 82ff.).

Hieraus ergibt sich für unser Szenario des Relevanzverlustes eine doppelte Konsequenz. Zum einen eine neue Form sozialer *Mobilität*: ein ganz undramatisches Einsickern von Männern und noch mehr von Frauen in vormals gegengeschlechtliche Domänen des Berufs, der sexuellen Präferenz, der Kleidungsstile, Gefühlslagen und Krankheitsbilder. Keine transvestitische Grenzüberschreitung, bloße Indifferenz – die Schlagbäume sind weg, man fährt einfach weiter und trifft biographische Entscheidungen, ohne die eigene Geschlechtszugehörigkeit dabei von Bedeutung zu finden.

Zum anderen entsteht ein neues *Kontingenzbewusstsein* (nicht mehr nur auf Seiten der Theorie). Das Geschlecht von Personen stellt sich heute zunehmend als *wählbar* dar: das von Sexualpartnern (Bisexualität), von Kindern (präinatale Geschlechtsdetermination) und das eigene – ebenfalls nicht mehr nur in Form der ‚tragic choices‘ von Transsexuellen, sondern spielerischer, situativ: Gender Blending, Gender Zapping, Shape Shifting (Feinberg 1996). Die Trivialisierung der Geschlechtskategorien ermöglicht beides: Entscheidungen unter Absehung vom Geschlecht und Wahlentscheidungen in Bezug auf das Geschlecht. Das Geschlecht macht keinen so großen Unterschied mehr – sonst könnten wir nicht wählen, es macht nach wie vor einen Unterschied – sonst würden wir nicht wählen.

Prototyp einer solchen trivialisierten Geschlechtskategorie ist die Figur des ‚Spenders‘ von Fortpflanzungsmaterialien. Genau da, wo der kulturelle Sinn der Geschlechterunterscheidung am tiefsten verwurzelt erscheint, in der Fortpflanzung, haben die Personen ihre kulturelle Trägerschaft für das Geschlecht an Laborsubstanzen abgetreten. An die körperliche Möglichkeit, entweder Samen- oder Eizellen bereitzustellen, müssen ebenso wenig weitere Prozesse sozialer Differenzierung anschließen wie an das Blut- oder Organspenden. Insofern haben wir mit dieser Figur, damals im 20. Jahrhundert, eine ‚geschlechtsneutrale Geschlechtskategorie‘ geschaffen, die auf dem Höhepunkt der Suche nach biologischen Essenzen von Männern und Frauen diesen sozialen Kategorien ihre kulturelle Bedeutung nimmt.

Literatur

- Acker, Joan, 1992: Gendering Organizational Theory. S. 248–260 in: Albert J. Mills und Peta Turner (Hg.): Gendering Organizational Analysis. London: Sage.
- Bem, Sandra L., 1993: The Lenses of Gender. New Haven/London: Yale University Press.
- Bourdieu, Pierre, 1990: La domination masculine, Actes de la recherche en sciences sociales 84: 2–31.
- Bourdieu, Pierre, 1993: Sozialer Sinn. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Breidenstein, Georg, 1997a: Der Gebrauch der Geschlechterunterscheidung in der Schulklasse, Zeitschrift für Soziologie 26: 337–351.
- Breidenstein, Georg, 1997b: Verliebtheit und Paarbildung unter Schulkindern. S. 53–83 in Stefan Hirschauer und Klaus Amann (Hg.): Die Befremdung der eigenen Kultur. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Butler, Judith, 1991: Das Unbehagen der Geschlechter. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Cahill, Spencer, 1986: Childhood Socialization as a Recruitment Process, Sociological Studies of Child Development 1: 163–186.
- Denzin, Norman, 1990: Harold and Agnes. A Feminist Narrative Undoing, Sociological Theory 8: 198–216.
- Douglas, Mary, 1991: Wie Institutionen denken. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

- Feinberg, Leslie, 1996: Transgender Warriors. Boston: Beacon Press.
- Foucault, Michel, 1978: Dispositive der Macht. Berlin: Merve.
- Foucault, Michel (Hg.), 1980: Herculine Barbin – Being the Recently Discovered Memoirs of a Nineteenth-century French Hermaphrodite. Brighton: Harvester Press.
- Garfinkel, Harold, 1967: Studies in Ethnomethodology. Englewood Cliffs: Prentice Hall.
- Geser, Hans, 1986: Elemente zu einer Theorie des Unterlassens, Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 38: 643–669.
- Goffman, Erving, 1977: The Arrangement Between the Sexes, Theory and Society 4: 301–331.
- Goffman, Erving, 1983: The Interaction Order, American Sociological Review 48: 1–17.
- Harding, Sandra, 1991: Whose Science? Whose Knowledge? Thinking from Women's Lives. Milton Keynes: Open University Press.
- Heintz, Bettina, Eva Nadai, Regula Fischer und Hannes Ummel, 1997: Ungleich unter Gleichen. Studien zur geschlechtsspezifischen Segregation des Arbeitsmarktes. Frankfurt a.M.: Campus.
- Heintz, Bettina, und Eva Nadai, 1998: Geschlecht und Kontext. De-Institutionalisierungsprozesse und geschlechtliche Differenzierung, Zeitschrift für Soziologie 27: 75–93.
- Hirschauer, Stefan, 1993: Die soziale Konstruktion der Transsexualität. Über die Medizin und den Geschlechtswechsel. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Hirschauer, Stefan, 1994: Die soziale Fortpflanzung der Zweigeschlechtlichkeit, Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 46: 686–692.
- Illich, Ivan, 1983: Genus – Zu einer historischen Kritik der Gleichheit. Hamburg: Rowohlt.
- Kessler, Susan, und Wendy McKenna, 1978: Gender – An Ethnomethodological Approach, New York: Wiley.
- Laqueur, Thomas, 1992: Auf den Leib geschrieben. Zur Inszenierung der Geschlechter von der Antike bis Freud. Frankfurt a.M.: Campus.
- Lautmann, Rüdiger, 1990: Die Gleichheit der Geschlechter und die Wirklichkeit des Rechts. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Lindemann, Gesa, 1993: Das paradoxe Geschlecht. Transsexualität im Spannungsfeld von Körper, Leib und Gefühl. Frankfurt a.M.: Fischer.
- Lopata, Helena, und Barrie Thorne, 1978: On the Term ‚Sex Roles‘, Signs 3: 718–721.
- Luhmann, Niklas, 1982: Liebe als Passion. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Luhmann, Niklas, 1988: Frauen, Männer und George Spencer Brown, Zeitschrift für Soziologie 17: 47–71.
- Luhmann, Niklas, 1995: Geschlecht – und Gesellschaft?, Soziologische Revue 18: 314–319.
- Luhmann, Niklas, 1996: Zeit und Gedächtnis, Soziale Systeme 2: 307–330.
- Pasero, Ursula, 1994: Geschlechterforschung revisited: konstruktivistische und systemtheoretische Perspektiven. S. 264–296 in: Theresa Wobbe und Gesa Lindemann (Hg.): Denkachsen. Zur theoretischen und institutionellen Rede vom Geschlecht. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Postman, Neil, 1983: Das Verschwinden der Kindheit. Frankfurt a.M.: Fischer.
- Runte, Annette, 1994: Die ‚Frau ohne Eigenschaften‘ oder Niklas Luhmanns systemtheoretische Beobachtung der Geschlechterdifferenz. S. 297–325 in: Theresa Wobbe und Gesa Lindemann (Hg.): Denkachsen. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Thorne, Barrie, 1993: Gender Play. Girls and Boys in School. New Brunswick: Rutgers.
- Tyrell, Hartmann, 1986: Geschlechtliche Differenzierung und Geschlechtsklassifikation, Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 38: 450–489.
- Van Leeuwen-Turnovcová, Jirina, 1990: Rechts und Links in Europa. Ein Beitrag zur Semantik und Symbolik der Geschlechterpolarität. Balkanologische Veröffentlichungen Bd. 16, Osteuropa-Institut der FU Berlin.
- Weber, Rachel, 1997: Manufacturing Gender in Commercial and Military Cockpit Design, Science, Technology & Human Values 22: 235–253.
- West, Candace, und Don H. Zimmerman, 1987: Doing Gender, Gender & Society 1: 125–151.
- West, Candace, und Sarah Fenstermaker, 1995: Doing Difference, Gender & Society 9: 8–37.
- Wetterer, Angelika (Hg.), 1992: Profession und Geschlecht. Frankfurt a.M.: Campus.
- Wienold, Götz, 1989: Genus und Semantik im Indoeuropäischen. S. 76–156 in Jochen Martin und Renate Zoepffel (Hg.): Aufgaben, Rollen und Räume von Frau und Mann. Freiburg/München: Alber.